This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

**Lesegebühr:**

**1—7 Tage 6 Pf.**

**8—14 Tage 1 Sgr.**

№. 7545 7545

## Zur Donat'schen Leihbibliothek gehörig.

### Bedingungen:

1) Wer ein Buch verliert, beschmutzt, seiner Blätter und Kupfer beraubt, ersetzt den Ladenpreis, den Einband und das betreffende Lehngeld.
2) Verboten ist es ohne Vorwissen des Verleihers ein entlehntes Buch in die 3te Hand zu geben.
3) Wer vom Tage des Entlehnen eines Buches an, dasselbe in dem Laufe von drei Wochen ohne Rücksprache nicht zurückerstattet, hat das Erstemal eine Erinnerung zu gewärtigen, ist trotzdem binnen 8 Tagen das betreffende Buch nicht abgeliefert, der Interessent auf das Strengste angehalten, den Ladenpreis ꝛc. wie § 1 sagt zu entrichten.
4) Da es schon vielfach der Fall gewesen ist, daß Individuen auf andere achtbare Personen, ohne deren Wissen, Bücher entlehnt, und dieselben nicht wieder zurückerstattet haben, so werden Obengenannte hiermit ernstlich gewarnt, Solches ferner zu unterlassen, widrigenfalls es als Betrug angesehn und auf das Strengste geahndet wird.
5) Unbekannte oder nicht zuverlässige Personen, erlegen eine dem Buche angemessene Einlage.
6) Lesegebühren betragen für ältere Bücher 1—7 Tage 6 Pf., 8—14 Tage 1 Sgr. u. s. f. Neue dagegen täglich 6 Pf., welche bei der Zurückgabe zu entrichten sind.
7) Auswärtige Leser haben für Botenlohn und Emballage zu sorgen.

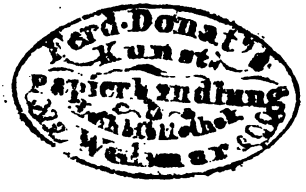
545.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Wanderbuch

von

Franz Dingelstedt.




Leipzig,

Verlag von Wilhelm Einhorn.

1839.

# Empfindsame Weser-Reise.

# I.

## Eine alte Novelle vom Weserstrome.

Kennst Du wohl die Weser, Du freundliches Frauen-Auge, das früher oder später auf diesen Blättern ruhen wird? Diesen echt-deutschen, vergessenen, geschmähten, unberühmten Strom, der ein eigentliches Bild ist des Landes, das er von Anfang bis zu Ende treulich durchfluthet. Er windet sich nicht stark und donnernd aus dem Schooße ferner Alpen los, wie der großmäulige Rhein und nimmt dann ein niederländisches Ende mit Schrecken, wie dieser; er wird nicht am Ziele seiner Laufbahn Renegat und Apostat, wie die türkisch absterbende Donau — er ist und bleibt ein christlicher, hoch- und plattdeutscher Strom,

entſprungen aus der rechtmäßig ruhigen Vereinigung zweier ebenbürtiger Flüßchen. Seine Ufer ſind nicht mit ritterlichen Feſten und berauſchenden Weinſtöcken bepflanzt, auf ſeinen Wellen tanzen keine Dreimaſter, — allein er benetzt honette, friedliche Kornfelder und ſchleicht ſo, wie ein gut bemittelter Bürgersmann, ohne Dampf und Spektakel zum Meere hinab. Jedoch hat er auch ſeine Flitterwochen, ſeine Flegeljahre — Stellen, wo grüne, klingende Wälder und zerriſſene Felſen in ſeinen aufbrauſenden Wogen ſich ſpiegeln, wo eine großartige Natur mit tauſend Reizen ſeine Wiege und ſeine erſten Schritte in's öffentliche Leben umgiebt. Und wenn Du dieſe Stellen nicht kennſt, dann iſt Dir einer der ſchönſten Theile der deutſch-illuminirten Länder noch fremd geblieben, ſelbſt wenn Du den ſagenreichen Rhein und die ausgeſchriebene ſächſiſche Schweiz ſollteſt beſucht haben.

Ich führe Dich in jene Gegend; aber meine Zauberruthe erſchließt ſie Deinem Blicke nicht in der heutigen Erſcheinung, getheilt zwiſchen Preußen und Heſſen und Hannover und freie Reichsſtädte, beſetzt mit gelichteten Wäldern und menſchenernährenden Städten. Nein! ich erſchaffe vor

Deinen Augen eine ganz andere Zeit — eine Zeit, wo die hohen Eichen, welche den römiſchen Adler hatten fallen ſehen, noch dicht und ſtark um den geliebten Strom ſtanden, wo fromme Klöſter und zerſtreute Ritterburgen die mild anſchwellenden Hügel ſtolz beſetzt hielten, eine Zeit endlich, wo man etwa 1000 post Christum natum ſchrieb.

Schöne, verſunkene Zeit, da man noch an den Papſt und an der Welt Untergang glaubte, wo noch keine Jacobinermützen Mode waren, und die neue, poetiſche Schule die Gemüther noch nicht zerriſſen hatte! Damals wohnten an den Ufern der obern Weſer nur harmloſe Fiſcher, „kühl bis an's Herz hinan"; in den Klöſtern ſangen und ſchliefen feiſte, geſchorene Mönchshäupter; auf den Burgen reſidirten niederdeutſche Ritter, nicht jenes ſtolze und kriegeriſche Geſchlecht, mit Fehden und Turnieren, wie es das ſüdliche Deutſchland erzeugte, ſondern eine friedliche editio princeps deutſcher Krautjunker. Sie ſäeten nicht, ſie ärnteten nicht — ihr himmliſcher Vater und ihre irdiſchen Bauern ernährten ſie doch; ſie fochten nicht, ſie reiſ'ten nicht, ſie ſtudirten nicht, ſie beſuchten keine Börſen und keine Bäder. Was thaten ſie denn? — Sie waren „Ritter".

Auf einer dieſer Ritterburgen — ich habe ihren Namen, wahrlich! wieder vergeſſen, allein ich ſtehe dafür ein, daß ihre Exiſtenz und die nachfolgende Hiſtorie wirklich hiſtoriſch ſind. Dieſelbe befindet ſich in einem dicken, ſchweinsledernen Buche, deſſen Name ich hier mit der ſüßlichen Satisfaction eines philologiſchen Citatenjägers anführe: „Monumenta Paderbornensia“, zu Amſterdam von einem Jeſuiten herausgegeben, deſſen Namen nebſt Jahreszahl ich, leider! auch nicht behalten konnte. Damals, als ich noch ſehr jung war und eine poetiſche Wanderung durch's Weſerthal unternahm, um ſeine Berggeiſter und die alten Sagen, welche unter dem Banne der Proſa gehalten werden, kräftig in's Leben und in die Dichtung herauf zu beſchwören, — damals ſtudirte ich dieſes Buch und noch viele andere, welche biographiſche Nachrichten über meine Jugendfreundin, die Weſer, enthalten. Ich habe auch die Burg ſelbſt geſehen und auf ihren Trümmern geſeſſen, zu der ich endlich hiermit zurückkehre.

Alſo eine jener Ritterfeſten, welche zu beiden Seiten der obern Weſer in anmuthiger Abwechſelung mit ernſt andächtigen Klöſtern ſich hinabziehen, gehörte einem Grafen, den wir — nicht

bloß der Romantik und dem Wohlklange zu Gefallen, sondern treu unserer alten Chronik, — Dodico nennen wollen. Er machte eine Ausnahme von der Regel seiner Standesgenossen; er war in seiner Jugend ein wilder, lebenslustiger Gesell gewesen und hatte viel im Leben gesehen und mitgemacht. Als der schrecklichste seiner Streiche wird es ihm aber von dem Jesuiten, meinem Gewährsmanne, angerechnet, daß er eine Nonne, die er heftig geliebt hatte, aus den geheiligten Ringmauern in seine profanen Arme entführte. Die Chronik meldet nicht, ob sich die Himmelsbraut bei dieser gewaltthätigen Vermenschlichung bloß passiv verhalten habe; sie erzählt uns aber, der Schleier sei dem armen Mädchen aufgedrungen worden, als sie schon in böser Lust zu dem jugendlich schönen und starken Dodico entbrannt gewesen. Mit diesem lebte sie denn auch nach ihrer Entführung in einer glücklichen Ehe, die darum nicht minder glücklich zu sein schien, daß kein Geweihter des Herrn ihre Hände mit dem unauflöslichen Bande umwickelt hatte. Von allen Seiten regnete es geistliche Waffen auf den gottvergessenen Grafen; erst mild ermahnende Hirtenbriefe, daß die allgerechte Kirche mit Rückgabe ihres Schäf-

leins und einer angemeſſenen Bußſumme dieſes Mal noch zufrieden ſein wolle — dann donnernde Strafpredigten, in denen Schwefel, Pech und alle möglichen hölliſchen Subſtanzen auf Haus und Haupt beider Ruchloſen herabgebräut wurden — endlich vernichtende Bannſtrahlen aus allen Stiftern, Kirchen, Klöſtern, nah und fern. Dodico lachte auf ſeinem feſten Schloſſe, von dem er ſein geſegnetes Gebiet und eine treu ergebene Schaar ſchlagfertiger Vaſallen überſah, der geiſtlichen Widerſacher. Seine Frau lachte auch. Das meldet freilich meine Chronik nicht, allein, da die Weiber trotz ihrer oft getadelten Veränderlichkeit, in einem Punkt ſtets dieſelben bleiben ſollen, von Altmutter Eva an bis zur frommen Katharine von Böre und der Mamſell Sonntag hinauf, — darum nehmen wir getroſt an, daß ſie auch lachte. Bald aber verkehrte ſich das Lachen in Weinen, denn je älter die Nonne wurde, deſto mehr kam der ausgezogene, geiſtliche Menſch in der Ritterfrau wieder zum Durchbruch. Sie büßte und betete viel. Als nun gar von den Pfändern ihrer ehelichen Zärtlichkeit eins nach dem andern, zum Theil auf die ſchrecklichſte Weiſe vom Leben zum Tode kam, als ihr nur Einer geblieben von einer reichen

Anzahl — der älteſte Sohn, Odo genannt, des Vaters Freude, der Mutter Troſt, — da ward die Furcht der armen Frau immer größer und ſie dachte viel an Hölle und Bundbrüchigkeit, bis ſie ſtarb.

Es war nun wieder einſam um den alternden Dodico geworden. Oft ſchlich er träumend und mit einer Wehmuth, die dem ſtarken Manne bisher fremd geweſen war, in den hohen, hallenden Gemächern ſeiner Burg umher, und ſuchte die, welche er nirgends mehr finden konnte und die er treu und wahr geliebt hatte, wenn er auch ein wilder Burſche geweſen. Seine einzige Hoffnung ruhete auf dem heranwachſenden Sohne, der ſich in ritterlicher Tugend und Kraft vor den ſtrahlenden Augen des Vaters ſtets herrlicher entfaltete. Er war nunmehr ſo weit gediehen, daß ihn der Alte, nach urgermaniſcher Sitte, wehrhaft machen wollte, um ihm die ſchweren Regierungsgeſchäfte demnächſt mit gutem Gewiſſen übergeben und auf ſeinen Lorbeeren ruhen zu können, wie er bisher, im Geiſte ſeiner Ahnen, auf der Bärenhaut geruhet hatte.

Dieſes Wehrhaft-Machen muß ein abſonderlich feierlicher Actus geweſen ſeyn, und ich bedaure jetzt zum erſten Male, daß ich die akademiſchen

Vorleſungen „deutſcher Alterthümer“ ſo wenig benutzt habe. Welch' ein treffliches Bild dieſer erhabenen Scene könnte ich meinen wißbegierigen Leſern hier entwerfen, wenn mir der Profeſſor Grimm den Stoff und der Herr von Tromlitz die Farben dazu lieferten! Da das nun leider der Fall nicht iſt, müſſen wir uns beiderſeits behelfen. So viel ſcheint mir aus meinem Chroniſten hervorzugehen, daß dem jungen Paladin dabei ein Paar güldener Sporen und ein jungfräuliches Schwert überliefert wurden, im Angeſicht der ſämmtlichen Vaſallen des Hauſes. Dann mußte er einen Proberitt machen, vielleicht durch die Marken ſeines künftigen Gebietes, (was auch manchem heutigen Fürſten eine recht zuträgliche Motion nach der Tafel abgeben würde,) und hernach wurde tapfer gegeſſen und getrunken. Denn wir waren und ſind ja Deutſche. Welche Ceremonien weiter dabei vorgefallen, damit kann ich, wie geſagt, nicht dienen. Wem daran liegt, ſie zu wiſſen, wende ſich an ein Turnierbuch oder an einen mittelalterlichen Ritterſpiegel; in Ermangelung deſſen, an Gottfried Baſſe in Quedlinburg, der, wie bekannt, Ritter und Räuber in allerlei Geſtalten als ſtehende Verlagsartikel fertig liegen hat. —

Am Vorabende jenes bedeutungsvollen Tages, wo der alte Graf etwa mit denſelben Gefühlen zu Bette ſtieg, wie heut' zu Tage eine ehrbare Bürgersfrau, welche den andern Morgen die Probepredigt ihres Erſtgebornen anhören will, paſſirte unfern von ſeinem Schloſſe eine Begebenheit, von der er ſich gewiß nichts träumen ließ. Auch muß ich aufrichtig geſtehen, daß ſich dieſelbe nicht in meinem Jeſuiten findet. Und dennoch glaube ich nicht minder an ihre Wahrheit. Denn eins jener grauen, kleinen, geſchäftigen Wichtelmännchen, die das ganze Weſergebirge behende und ſchattengleich durchſtreifen, eine gutartige Variation der neckenden Berggeiſter, hat mir die Sache mit leiſe flüſternden Tönen erzählt, als ich einmal unter einem zerbröckelten Pfeiler des alten Grafenhauſes in ſüßen Schlummer gefallen war. Ich hörte die zarte, monotone Stimme ganz deutlich und dicht an meinem Ohre; als ich mir aber erwachend die Augen rieb und nach meinem geſchwätzigen Geſellſchafter ſuchte, ſah ich ihn, ſchlüpfrig und raſchelnd wie eine Eidechſe, in einer alten Thurmritze verſchwinden. Die Buchen nickten noch wehmüthig mit den grünen Köpfen, als wollten ſie mir beſtätigen, daß der kleine Gnome Recht gehabt

hätte und ſchüttelten aus den ſchlanken Zweigen einen blitzenden Regen kühler Maitropfen in mein traumglühendes Angeſicht, daß mir die Augen urplötzlich klar aufgingen und ich die ganze Scene deutlich erblickte.

Da nämlich, wo ſich die naſeweiſe Diemel durch einen grünen, mit Felſen beſtreueten Wieſengrund hinabdrängt in das Bette der harrenden Weſer, um in ihren Armen von den Mühen des kurzen Lebenslaufes auszuruhen, — an maleriſch ſchöner Stelle ſtand um die Zeit, von der wir hier reden, ein einſames, räucheriges Fiſcherhaus. Es war einer jener Frühlings-Abende, mit denen der verewigte van der Velde ſeine nicht verewigten Romane anzufangen pflegt, als vor dieſem Hauſe ein junges Mägdlein ſaß, mit Ausbeſſerung eines alterthümlichen Netzes beſchäftigt, und dazwiſchen oft über die kleine, vorüberrauſchende Diemel hinausblickend, als ob ſie Jemanden dort ſuche oder von dort erwarte. Sie ſchien recht ſeelenvergnügt und ſummte die Barkarola aus der „Stummen von Portici" leiſe vor ſich hin. Dieſe hatte ſie von den langhaarigen, bleichen Weſernixen gelernt, wenn ſie bei Vollmondſchein tanzend über die ſpiegelglatten Wellen hinhuſchten. Ich

habe ſie ſelbſt das Lied oft anſtimmen hören, lange, ehe es Monſieur Auber ihnen liſtig abgelauſcht und auf pariſer Notenpapier niedergeſchrieben hatte.

Das Mädchen war noch ſehr jung und wunderſchön, wie eine verwunſchene Prinzeſſin. Wenn mir Herr Clauren oder ein anderer ausgezeichneter Portraiteur ſeinen Pinſel auf einen Augenblick leihen wollte, könnte ich ihr Bild mit leckeren, lockenden Fleiſchfarben hier abkonterfeien. Ich habe aber mehr zu thun und große Eile. Der junge Mann, der in dieſem Augenblicke am entgegengeſetzten Ufer der Diemel ſichtbar wurde, hatte auch große Eile. Er flog mit Pfeilſchnelle dem Fluſſe zu. Das Mädchen hatte ihn aber ſchon bemerkt und mit dem langen Netze hinübergewinkt, und dann die Hände vor die Augen gehalten, um ihn eher und beſſer ſehen zu können in der blendenden Abendſonne. Die dunklen Augen thauten und ſchwammen und quollen über, wahrſcheinlich auch von wegen der Abendſonne, und als ſie ſich jetzt raſch erhob, zitterten ihre Füße und ſchwankten ſehr. Aber ſie raffte ſich auf und eilte zum Ufer hinunter, löſ'te dort einen der müßigen Kähne ab und ſchiffte gewandt und ſtark dem gegenüber liegenden Geſtade zu. Wie das braune

schmutzige Ruder durch die weißen Hände der Dirne lief, wie ihr vor Anstrengung und Erwartung zitternder Leib sich abspiegelte in den zitternden Wellen, auf denen das weiche, warme Abendroth lagerte, wie die stillen Wiesen rings schimmerten und dufteten und hauchten in leisem Nebel — nicht wahr, das gäbe ein niedliches Almanachs-Bildchen ab?

Als das Schifflein an's Land stieß, dauerte es noch eine Minute und der schlanke Junge lag in den Armen des Mädchens und ein nachkeuchender Jagdhund sprang heulend an ihnen empor und leckte die in einander verwachsenen Hände. Der Kopf des Mädchens ruhte in athemlos süßer Ermattung an der starken Brust des Mannes und die verdunkelten Blicke, die schmeichelnden Finger, der wogende Busen strebten kosend zu ihm empor. Er aber hielt sie küssend umfaßt und seine Augen begruben sich in die dichte Nacht ihrer schwarzen, voll hernieder wallenden Haare. Sie hatten sich noch nicht einmal guten Abend gesagt, sie küßten sich bloß stumm und hielten sich fest umarmt und schauten einander in die leuchtenden Augen. Denn damals galt es noch nicht für ungebildet, ein geliebtes Mädchen wortlos zu küssen.

„Odo", flüsterte die Kleine und holte tief Athem, indem sie sich langsam aus der Umarmung emporhob, „böser Odo! wie lange läßt Du Deine Lisbertha warten? Die Schatten fallen schon länger und ungewisser über die Wiesen, bald wird der Vater heimkehren und dann mußt Du wieder ziehen und Dein verlassenes Mädchen hat Dich kaum gesehen. Ist das recht, Du böser Junge?"

„Herzchen", antwortete der Gescholtene unter schmollenden Küssen, und zog das Mädchen in den Kahn, um sie wieder zu dem andern Ufer hinüber zu führen, „ich konnte nicht eher; Vater hatte mir so viel zu erzählen und von dem morgenden Festtag vorzuplaudern ..."

„Ein Festtag?" fragte Lisbertha, „und davon weiß ich nichts? Es ist doch nicht Allerheiligen oder ein Namenstag, den ihr vornehmen Leute feiern wollt?"

„Nein", entgegnete Odo, „es ist ein Ehren- und Freudentag für Deinen Freund. Man will mich wehrhaft machen auf morgen; dann soll ich ein Schwert bekommen und goldne Sporen, und soll ein Ritter seyn und ein ganzer Mann." Dabei richtete sich der Jüngling stolz an seinem Ruder in die Höhe und sah mit feurigem Entzücken auf

das horchende Mädchen, das zu seinen Füßen saß. Ihr feines Gesicht, welches mit kindlich reiner Freude zu dem Redenden emporgehoben war, erbleichte bei seinen Worten. „Ach!“ sprach sie mit tiefer Betrübniß, „dann wirst Du ein reicher und mächtiger Herr werden, wie Dein Vater, und Deine Jagden und Bankette werden Dich ganz einnehmen. Wirst Du dann noch kommen, wie Du bis jetzt gethan, um Dein geringes, armes Mädchen einmal zu küssen?“

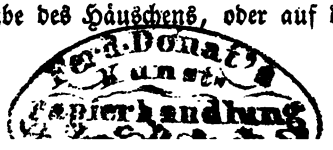
„Lisbertha“, sprach der junge Mann, und sein offenes Auge blickte ernst und treu in die umwölkten Züge der zagenden Geliebten, „meinst Du, ein deutscher Ritter finge sein Leben mit einem gebrochenen Schwur an? Meinst Du, die Ehren-Ketten und Waffen, mit denen sie mich morgen anthun werden, könnten die alten, heiligen Bande zerreißen, die Deine Liebe um mich schlang? O, ich war ja durch Dich zum Gott gemacht, lange bevor mich die Leute zum Ritter schlagen und bewehren konnten!“

Die kurze Ueberfahrt war jetzt vollendet. Odo hob die Jungfrau empor und zog sie liebkosend in seinen Armen an's Land. Lisbertha's väterliche Hütte stand in geringer Entfernung am Diemel-Ufer.

Vor der kleinen Hausthüre, welche nach alt-westphälischer Sitte in zwei horizontale Hälften geschieden war, stand ein junger Apfelbaum, der die schlanken Zweige sehnend nach den runden Fenstern streckte und dessen strebender Wipfel in wenig Jahren das niedere, graue Strohdach mit grünem Laube zu überwölben versprach. Unter dem Baume hatte Lisbertha's Vater in den Flitterwochen mit seiner längst begrabenen Frau eine hölzerne Bank angebracht, die durch Alter und Wetter mit keimendem Moos und schwarzer Rinde überzogen war. Zu dieser Bank eilten die Liebenden, über die schwellend frischen Wiesen hingleitend, auf denen die ersten Tropfen des Abendthaues glänzten. Hier hatten sie manche stille Stunde gesessen, wenn der alte Fischer draußen war, Hand in Hand, Lippe auf Lippe, und der verschwiegene Apfelbaum hatte neckend in ihre Zärtlichkeiten hineingeflüstert.

Dorthin eilten sie auch heute mit verdoppelter Hast, denn die Zeit war kurz und dieses Jahr hatte ihnen erst so wenige Abende gebracht, die sie auf der alten geliebten Stelle hätten verträumen können. Es war eben im Monat Mai, und der Winter drängte sie stets in die enge, einzige Stube des Häuschens, oder auf die unwirthliche





Diele, wo der Rauch und die Flamme des häuslichen Heerdes unbequem zu den schwarzen, getrockneten Dachsparren emporqualmte. Das war eine öde, verhaßte Zeit für das junge Paar. Der Alte war dann gewöhnlich zu Hause und brummte verdrießlich hinter dem Kamine heraus, wenn Eis und Schnee seinen Zügen und seinem Gewinne ein Ziel setzten. Lisbertha mußte Netze flicken und Fische dörren; sie sah den Geliebten nur selten, oft in vier langen Wochen gar nicht, denn die böse Jahreszeit verschneiete die unwegsamen Thalgründe und die gefällige Diemel, welche sonst freundlich die Hand zu einem seligen Verein geboten, trat dann eigensinnig aus ihren Ufern bis zu der Schwelle des kleinen Fischerhauses, oder bedeckte sich mit großen gefährlichen Schollen, die jeden Uebergang unmöglich machten. Aber „im wunderholden Monat Mai, wenn alle Knospen sprangen", wenn der Apfelbaum die ersten bleichrothen Blüthen ansetzte und der Alte singend und jubelnd seine Kähne zu neuer Fahrt ausbesserte, dann kam Odo jeden Abend, zur Zeit, wo im nächsten Kloster die Vesperglocke bimmelte, vom väterlichen Schlosse herüber. Sein Mädchen holte ihn vom andern Ufer ab und die Bank, worauf Vater und

Mutter in ihren beſten Tagen geſeſſen, nahm die Tochter und ihren Buhlen mit gleicher Bereitwilligkeit auf.

Da hatten ſie ſich nun wieder einmal niedergelaſſen. Aber die alte, trauliche Heiterkeit ſchien heute nicht über ihren Geſichtern zu ſchweben; das Mädchen lehnte ſtumm, mit ängſtlich klopfendem Herzen an der ſtarken Bruſt des jungen Mannes; dieſer ſtarrte mit glänzenden Blicken, in denen die ſtolze Vorfreude des morgenden Tages und der Genuß der ſüßeſten Gegenwart zu einer ſtrahlenden Verklärung verſchmolz, hinauf in die Krone des Apfelbaums, deſſen Blätter und Blüthen in ſpielendem Abendwinde ſäuſelnd, duftend durcheinander wogten. Sein Hund hatte vergebens den Kopf auf den Schooß des Mädchens gelegt und die ſchnuppernde Naſe heimlich bittend in ihre Hand geſchoben, die ſonſt für den treuen Begleiter ihres Freundes immer einen Leckerbiſſen bereit hatte. Heute ward er vergeſſen.

„Biſt Du durſtig?“ fragte endlich Lisbertha den jungen Mann und ſtrich ihm leiſe über die glühende Stirn. — „Nach Deinem Kuſſe“, war die Antwort und ſeine Lippen ſenkten ſich ſehnend zu ihren Wangen herab. Das Feſt von morgen

und alles Ritterthum ging ihm unter in den flehenden Augen der Jungfrau, er ſah und dachte nur an ſie in dieſer Minute. —

Seliger Traum der erſten Liebe! In deinen Wellen verſinken alle hochfliegenden Pläne des jungen Geiſtes, alle Thränen des Grams, alle Sorgen und aller Schmutz des Alltags; mit friedlicher Beſchränkung legſt du dich kühl und weich, wie ein dämmernder Herbſt-Abend, um glühende Häupter — ſeliger, dreimal ſeliger Traum, deſſen Lichter bleich und verſchwimmend, ein letztes Abendroth, in die graue, eintönige Wüſte des Alters herüberzittern! —

„Mir iſt bange um Dich, unſäglich bange!“ ſprach Lisbertha wieder nach langer, heißer, lautloſer Umarmung. „Aengſtliche Träume, die ich in der letzten Zeit gehabt, laſſen mich Schreckliches ahnen ... Odo! wenn Du plötzlich ſtürbeſt, oder mich vergeſſen müßteſt, und verſtoßen von Deiner Bruſt ...“ Die Stimme verſagte ihr, ſie ſtützte das ſchwere Haupt laut ſchluchzend in die gefaltenen Hände.

„Sei mein Mädchen, mein ſtarkes Mädchen“, entgegnete der Jüngling und ſtreichelte tröſtend den Arm der Bewegten. „Iſt es nun doch wieder

Frühling worden und kann ich doch täglich zu Dir kommen, was willst Du noch, meine kleine, süße Freundin? Fehlt uns denn etwas, so lange wir uns haben? Blicke mir nicht in eine ferne, ungewisse Zukunft, halte Dich an der vorübergleitenden Minute. — Gewiß! es muß, es muß Alles gut werden, denn wir sind uns ja gut und treu!"

„Ach!" seufzte Lisbertha, „der Fehler Deines eigenmächtigen, kühnen Vaters, der eine Braut des Herrn aus heiligen Mauern geraubt, wird schwer auf Deinem Hause lasten und vielleicht ist Dein Haupt, das schuldlose, auserlesen, um die Strafe des Himmels für solche Frevel zu tragen. Weißt Du nicht, wie die frommen Bischöfe auf ihn und sein ganzes Geschlecht ihren Fluch gelegt haben? Wie man gegen Deinen Vater in allen Gotteshäusern eifert und predigt? Wie unsere Gegend, die Euer Gebiet ist, gemieden wird von Allem, was geistlich ist? Es thut nicht gut, Odo!" schloß sie kopfschüttelnd und schaute bekümmert vor sich nieder.

„Haben die Schleicher ihren Weg zu diesem Ohre auch gefunden?" sprach der junge Graf mit finsterer Stirne. „Ich segne die rasche, ritterliche That meines Vaters; denn sie hat von meiner

Jugend den finſteren Druck einer klöſterlichen Erziehung fern gehalten, und jenes tückiſche, herrſchſüchtige Volk von Mönchen und Beichtvätern aus unſerm Gau verſcheucht. Und iſt er darum weniger blühend und geſegnet als die benachbarten? Sind unſere Lehensleute weniger gut, weil ſie nicht allſonntäglich zur Meſſe wandeln? Hat mein Vater meine ſelige Mutter minder geliebt, weil er ſie als freier Mann errungen und nicht als Geſchenk aus den Händen eines Pfaffen demüthig hingenommen?"

„Odo, wie Du gottlos redeſt!" unterbrach ihn das Mädchen und verſchloß den zürnenden Mund mit einem Kuſſe. „Sei nicht ſo wild und ſo heftig, Lieber! Du erſchreckſt mich immer."

„Gerade in jenem vorurtheilsfreien Geiſte meines Vaters", fuhr Odo fort, „welcher mich, den in unerlaubter Ehe gezeugten Sohn, zum Erben ſeiner Güter einſetzt, in der ungünſtigen Stimmung dieſes Hauſes gegen Alles, was geiſtlich und kirchlich heißt, — gerade darin liegt ja die Bürgſchaft für unſer Glück, meine Lisbertha. Darum laß mir alle Ahnungen, alle Träume fahren, Du frommes Kind! und behalte mich lieb —

dann will ich allen Mönchen und Heiligen zum Trotz ein glücklicher, freier Mann werden!"

Es donnerte nicht und blitzte nicht bei ſolchen leichtſinnigen und frevelhaften Redensarten. Der Himmel blieb klar und tiefblau, wie zuvor; die leiſe heranwandelnden Sterne ſchauten freundlich auf die Bank an der Fiſcherhütte herab, und hinter den dunklen Bergwäldern kam der Vollmond groß und glühend aufgezogen. Aber in dem Kloſter, das in weiter Ferne auf dem rechten Weſerufer ſeine ſchwarzen, ſpitzen Thürme emporſtreckte, wurde das Abendglöcklein hörbar. Seine Klänge ſchlugen, wie unwillkommene Wächter, mahnend an das Ohr der Liebenden, welche in ihren Anblick verſunken, lange ſtumm dageſeſſen hatten.

„Horch!" ſagte Odo und erhob ſich langſam, „die alten Töne, welche mich aus Deinen Armen reißen." Das Mädchen ſtand ebenfalls auf und ſie wandelten — ach! wie ſchleichend ihre Schritte jetzt waren, gegen vorhin — dem Diemel-Ufer zu. Odo band den Kahn wieder los und Beide beſtiegen ihn. Denn Lisbertha pflegte den Freund hinüber zu begleiten, um ſo lange als möglich ſeine Geſtalt ſehen zu können, und wenn dieſe in den Schatten der Nacht allmählig verſchwand, dann

kehrte sie langsam in ihr Schifflein zurück, und steuerte mit weinenden Augen der verödeten Hütte zu, —

„Still sich freuend, wann es wieder
Abend würde sein.“

Der Mond hatte eine lange Strahlenbrücke über den Fluß gebaut, das Boot durchschnitt plätschernd die eingeschlafenen Wellen, und die neugierigen Nixen, die von dem späten Geräusch erwachten, tauchten lauschend empor und blickten mit grünen, neidischen Augen auf die beiden seligen Menschenkinder. Wie gern hätten sie das Mädchen hergezogen in das feuchte, stille Reich, welches ihren Liebesdurst und ihre ewig unbefriedigte Sehnsucht kalt umschloß! Aber die Tage ihrer Herrschaft waren seit christlicher Zeitrechnung vorbei und sie mußten sich begnügen, den schönen, starken Sterblichen mit seufzendem Verlangen anzublicken und dem Mädchen ihre heimlichen, beschwörenden Zauberworte nachzusenden, mit denen ihre helleniſchen Schwestern an dem jungen Hylas einst Wunder gethan hatten. Jetzt verhallten sie leer über dem Wasser und die ohnmächtigen Göttinnen stürzten heulend in die alte Grabestiefe zurück.

„Weißt Du noch", ſagte Lisbertha, als ſie am andern Ufer angelangt, „hier war es, wo Du mich an jenem Abend aus den Wellen geriſſen? Letzten Gregorii ſind es zwei Jahre geweſen, daß ich an dieſer Stelle die Augen wieder aufſchlug und den Deinen begegnete, welche beſorgt über mir hingen. Mir iſt immer, wenn ich über unſere Diemel fahre, als ob die Wellen grollend nach dem einmal geretteten Opfer griffen; ich fürchte mich dann heimlich und eile, das ſichere Land und die niedere Hütte wieder zu erreichen."

„Damals", ſagte Odo, den Augenblick ſeiner That und ihre ſeligen Folgen ſtill überträumend, „damals warſt Du vierzehn, ich ſechszehn. Es war Ende Mai, wo der Gebirgsſchnee im Oberlande ſchnell geſchmolzen war und der ganze Gau einem großen Landſee glich, als ich, auf den weiten Gewäſſern kahnend, die Umgebung des väterlichen Schloſſes abſichtslos verließ und ſtromhinunter trieb. Dort an den Weiden ſah ich einen menſchlichen Körper, der hin und wieder aus den Wellen auftauchte; hier riß ich ihn glücklich aus den Untiefen heraus — Lisbertha, Du warſt's, Dein Leben hatt' ich gerettet, um dem meinigen ſein höchſtes Glück zu geben."

So war es, obgleich dieſe Rettungshiſtorie dem geneigten Leſer nur als eine ſchwache Auflage und Wiederholung tauſend ähnlicher Fälle erſcheinen mag, wo der erſte Held die erſte Liebhaberin aus Feuer- und Waſſersnoth kühnlich erlöſ't, um ſie hernach mit ſeinen Liebeserklärungen deſto ſicherer zu verbrennen oder zu überſchwemmen. Der junge Graf ſah bei dieſer Gelegenheit das Fiſchermädchen zum erſten Male; allein ſchon im Sommer deſſelben Jahres ſchoß die Blume ihrer Liebe hoch und gewaltig auf und Odo ließ keinen Abend hingehen, ohne ſich von dem Wohlſein ſeiner Geretteten zu überzeugen. Sein Vater hatte ſich nie ſonderlich um ſeine Wege bekümmert und ihn im Schooße der lieben Natur ruhig aufwachſen laſſen; ſeine Mutter war längſt in dem Herrn entſchlafen, dem ſie lebend entflohen war, und der alte Fiſcher hatte mehr zu thun, als ſich mit den abendlichen Unterhaltungen ſeines Kindes zu beſchäftigen. Auf dieſe Weiſe wird es erklärlich, wie die beiden jungen Herzen, in dieſem von der Welt abgeſchiedenen Winkel ſich ſelbſt überlaſſen, bald dem Gefühle der Liebe zugänglich wurden und in dem ſchnell vorüberrauſchenden Traume zweier Jahre zu dem treueſten, innigſten Bündniß in einander wuchſen.

Eben jetzt schlugen sie zu schmerzlichem Abschiede an einander. Dem Mädchen war bei der Erinnerung an ihre erste, trübe Begegnung mit dem jungen Grafen so weh geworden, daß die geheimen Ahnungen von nahem Unglücke, die Kuß und Worte des Geliebten kaum beschwichtigt hatten, von Neuem schmerzlich erwachten. Sie drückte sich krampfhaft schluchzend fest in seine Arme. „Odo", hauchte sie, „komm morgen wieder, nur für einen Augenblick komm zu Deinem Mädchen, daß es an Deiner Brust seine thörichten, furchtsamen Thränen weinen kann. O, wenn Du nicht wieder kämest, nie wieder kämest" — —

Wir wollen ihren Schmerz und den Abschied bekümmerter Liebe nicht weiter ausmalen; theils weil ich es nicht im Stande bin; theils weil in den vorhergehenden Seiten schon so viele Worte und Küsse gewechselt worden sind, daß ich mich in die Seele meiner sittsamen Leserinnen hineinschäme, der moralischen Censur gar nicht zu gedenken.

Der Jüngling sprang aus dem Schiffe und eilte hinweg. Lisbertha stand lange unbeweglich und verfolgte ihn mit ihren Augen, so lange der Vollmond den Körper und den Schatten des Fliehenden sichtbar machte. Dann schiffte sie hinüber

war, als Odo mit glühenden Wangen die kleine Meile von dem Fiſcherhauſe bis zu ſeinem väterlichen Schloſſe zurückgelegt hatte. Mit dieſer, alle Romantik und alle Bogenberechnung aufopfernden Geſchichtstreue hoffe ich die Herzen meiner Kritiker zu beſtechen und reſpective zu verſöhnen, wenn dieſelben an der vorher geſchilderten Schäferſtunde einigen gerechten Anſtoß genommen haben ſollten. Vielleicht ſchien ihnen der Jüngling nicht genug mittelalterlich und über die Maßen ſentimental, oder das Mädchen zu vornehm, zu wohlredend; vielleicht finden ſie einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Scene und tauſend anderen, die in ganz verſchiedenen Gegenden, zu viel ſpäteren Zeiten ſpielen?

Es iſt auch in der That eine ſchreiende Sünde gegen alle hiſtoriſchen Taſchenbücher, daß ein Ritterjüngling aus dem achten Jahrhundert ein Fiſchermädchen liebt und mit ihr koſet, wie Romeo mit ſeiner Julia. Es iſt nicht minder gegen alle Regeln der Natur- und Erdkunde, daß ein Fiſchermädchen am Weſerſtrom weiße Hände und ſchwarze Haare hat. Es iſt rein unverzeihlich!

Und dennoch iſt es ſo. Die Schönheit blühet in allen Farben und Formen, durch alle Zeiten und alle Zonen, nach eigenem Geſetz und in freier

Gabe; die Liebe aber geht wie ein heiliger Gottesgeist durch alle Geschlechter und alle Lande, und wo sie ein Herz segnend in ihre Arme nimmt, da wird es Frühling, und wo ihr Fuß ein Herz zertritt, da blutet es und zerbricht, — jetzt so gut, wie damals und einst so gut, wie jetzt.

Das ist gewißlich wahr. —

In der Brust des jungen Grafen hatte sie sich segnend niedergelassen, diese Liebe. Darum sank er bald nach seiner Ankunft in unschuldiger, inniger Freude auf sein Lager nieder; darum schlossen sich die blauen Augen schnell und leicht zu einem tiefen Schlummer und der Traum, den die Liebe mit leiser Hand um seine Sinne webte, war eitel Wonne. So fand ihn der Vater am andern Morgen noch fest schlafend, als er von innerer Unruhe gejagt, sein Ruhebette früher denn gewöhnlich verlassen hatte und nach dem des Sohnes hinübergeschritten war. Die blonden Locken umflossen in nächtlicher Unordnung die glühenden Wangen des Schläfers, sein einer Arm lag, regungslos und doch so kräftig, unter dem gesenkten Haupte, die halb geöffneten Lippen schienen nach süßen Worten zu ringen oder süßeren Küssen lechzend entgegen zu schwellen. Dodico verweilte mit klopfendem

Herzen bei dem [illegible]de. Der männlichen Seele ging das wechselnde Spiel seines verrinnenden Lebens noch einmal vorüber; die Gestalt seiner abgeschiedenen Weibes glaubte er schmerzlich lächelnd über dem Lager ihres Erstgebornen schweben zu sehen und der ganze, reiche Segen seiner von den Menschen verfluchten Liebe drängte sich überschwänglich in den Anblick des einzigen Sohnes, dem die eben aufgehende Sonne des großen Festtages eine verheißende Glorie um die junge Heldenstirn flocht. Da wallte das harte Gemüth des Mannes in mannigfacher Ahnung und Erinnerung erschüttert über, die steifen Knie des gottlosen, frivolen Kirchenfeindes beugten sich in gläubiger Demuth und mit frommem Danke, das ergraute Haupt sank, vielleicht zum ersten Male, mit weinenden Augen zu dem Bette des Jünglings hernieder.

Odo erwachte und das Geräusch der früh beginnenden Feierlichkeit auch. Die Rosse wieherten hell auf in den Ställen, die Knappen putzten emsig an dem blanken Waffenwerk, Graf Dodico schritt ordnend und scheltend und überglücklich durch die ganze, festtäglich angethane Burg. Die Fahne mit dem Zeichen der gräflichen Familie wehete

luſtig in dem friſchem Morgenwinde von den Zinnen des Schloſſes herab, die Wellen der Weſer zogen blitzend, wie ein gepanzertes Heer, durch die ſtillen, grünen Berge, ein elaſtiſcher Maihimmel hatte ſich liebend und leuchtend über die ganze, weite Gegend ausgebreitet. Der Held des Tages ſtand aber einſam auf hohem Söller und ſein Auge flog ſehnend nach jener Gegend, wo die Diemel an der Schwelle des Fiſcherhauſes vorüberrauſchte. Unter all' den Bildern kommender Herrlichkeit ſchwebte die Geſtalt ſeines Mädchens lockend voran und, die Hand auf das hüpfende Herz gedrückt, flüſterte er ihren Namen in die weichen Lenzlüfte hinaus, die ihm ſchmeichelnd, wie Liebchens Gruß, um die Wangen und durch die weithin flatternden Haare ſpielten.

Unten im Thale war es mittlerweile auch laut und lebendig geworden. Schaaren geputzter Landleute wallten, mit froher Neugier in den kräftigen Geſichtern, von verſchiedenen Seiten zum Schloſſe, um die feſttägliche Bewehrung ihres künftigen Herrn und Gebieters mit anzuſehen. Der alte Fiſcher am Diemel-Ufer hatte auch frühzeitig ſein Sonntagskleid aus der beſtäubten Truhe genommen und den Netzen einen ſeltenen Raſttag gegönnt,

und nicht unter den Zuschauern zu fehlen. Sein Töchterlein erwachte bei dem ersten Sonnenstrahle, der hell an das kleine Fenster klopfte, und schüttelte unwillig einen bösen, schweren Traum von sich ab, der ihren späten Schlaf beunruhigt hatte. Es macht mir Vergnügen, meinen Leserinnen, die in heimlichem Besitze eines Traumbuches sind, dieses Exemplar eines ängstlichen Traumes vorzulegen, und die Leser, welche sich über so viele unnütze und wirre Traumgeschichten neuerdings heftig zu beklagen pflegen, mit einer neuen ein Weniges zu quälen.

Ihr träumte, sie säße mit Odo an der gewohnten Stelle unter dem blühenden Apfelbaume. Da sah sie aus der Stirn des Geliebten plötzlich eine rothe Rose entsprießen und, als der Kelch der Blume die glühenden Blätter knisternd entfaltete, siehe! da sprang ein warmer Blutstrahl aus den duftenden Tiefen und übergoß den Leib des Jünglings und den ihrigen mit seinen Wellen.

Man wird nichts Besonderes in diesem Traume der jungen Fischerin finden, weder etwas sehr Wüstes und Unheimliches, noch etwas Deutsames und Symbolisches. Doch versichere ich, daß Lisbertha heftig davon erschüttert war; denn sie litt

noch an jenem mädchenhaften Aberglauben, den unſere aufgeklärte, nüchterne Zeit in die verſchwiegenen Herzen einzelner poetiſcher Naturen und in allerlei nebel- und ſchwebelhafte Phantaſieſtücke zurückgedrängt hat. Darum ſetzte ſie dem ungewöhnlich wohl aufgeräumten Vater mit ihren Bitten und Liebkoſungen ſo lange zu, bis ſie ihm die Erlaubniß abgeſchmeichelt hatte, ihn auf ſeinem Wege nach dem Grafenhauſe begleiten zu dürfen, um ſich die dortigen Herrlichkeiten auch einmal mit anzuſehen.

Wie zitterten die Hände des bräutlichen Kindes, als ſie den rothen Staatsrock in haſtiger Eile um die ſchlanken Glieder warf und das hölzerne Kreuzchen von ihrer ſeligen Mutter um den fiberiſch wallenden Buſen hing. Ich weiß leider nicht mehr genug von meiner Kirchengeſchichte, um mit Gewißheit erklären zu können, ob damals der Gebrauch des Firmelns in der allein ſeligmachenden Kirche ſchon eingeführt geweſen ſei, ſonſt würde ich dreiſt behaupten, daß ihr jetzt gerade ſo zu Muthe war, als in der Stunde, wo ſie den weltlichen Staat für die heilige Handlung anlegte. Sie hatte das ſtolze Schloß, in dem der Geliebte reſidirte, immer nur aus ehrerbietiger Ferne geſehen und

war gefliſſentlich jeder Gelegenheit aus dem Wege gegangen, welche ſie jenen vornehmen Räumen hätte nähern können. Der Freund würde ihr fremd werden, meinte ſie, wenn ſie ihn einmal in dieſen glänzenden Umgebungen, in aller unendlichen Hoheit ſeines Standes erblickte und nur mit Zagen und Bangen hätte ſie in die dunkle, ländliche Armuth ihres Vaterhauſes zurückkehren können. Wäre ſie eine Kennerin der klaſſiſchen Mythologie geweſen, wie ihre ſpäten Schweſtern, ſo würde ſie ſich mit der neugierigen Semele verglichen haben, die ihr Gelüſt nach dem unverhüllten Gotte mit dem jungen Leben bezahlen mußte! Aber heute mochte ſie dem unruhig ahnenden Verlangen des Herzens nicht länger widerſtehen. Das lockende Bild ihres Jünglings in ſchimmerndem Waffenſchmuck mit den ſtolz ſtrahlenden Augen und dem kräftig erhobenen Körper ſchwebte ihr zu lebendig vor, und ſie berauſchte ſich in dem Vortraume der Feſtlichkeiten, mit denen man ihn heute überſchütten würde. Darum ſchmückte ſie ſich auf's Beſte heraus, um dem Gefeierten nicht das Gefühl einer bittern Beſchämung zu bereiten, wenn einer ſeiner Blicke zufällig auf das arme, ſeiner Liebe gewürdigte Fiſcherkind fallen ſollte, und als ſie bei der

Ueberfahrt über den Fluß ihr Bild in seinen klaren Wellen mit verschämtem Erröthen verstohlen musterte, meinte sie leise flüsternd, daß Odo wohl herrlich sein würde, wie eine flammende Sonne, und über die Maßen groß und schön, aber so häßlich sei doch seine Lisbertha auch nicht.

Der Vater vermochte mit dem Mädchen kaum Schritt zu halten, das rastlos über die schattigen, einsamen Waldpfade vor ihm hinschwebte. Armer, argloser Wassermann! Dich trieb ja nichts, als die Hoffnung auf einen Trunk deutschen Gerstensaftes, mit dem man die ländlichen Gäste da oben regaliren möchte; Deine Tochter aber beflügelte die Liebe, die erste Liebe, und die Engel des Herrn trugen sie auf ihren Händen an das Ziel stiller Sehnsucht. Die feucht-glänzenden Maienbüsche nickten ihr ein freundliches Willkommen zu, die munteren Finken schwangen sich plaudernd neben ihr her von Busch zu Busch, und als sie am Ende des Gehölzes das Grafenhaus blank und hoch im Strahle der Morgensonne vor sich liegen sah, als der Gedanke, daß der, dem Alles gehörte, was sie sah, weit und breit, nah und fern, daß der ihr Eigenthum sei, das jungfräuliche Herz überfluthete,

da lehnte ſie ihr brennendes Angeſicht an die ruhige Bruſt des nachſchlendernden Vaters und hielt den Erſtaunten einen Augenblick lang feſt umſchlungen.

Kopf an Kopf ſtanden die harrenden Vaſallen, kein Athemzug in der ganzen Verſammlung, in dem weiten Burghofe ihres geſtrengen Herrn. Es war etwa um die achte Stunde des Morgens. Da öffneten ſich die Thore des Hauſes und heraus ſchritt Graf Dodico, angethan mit allen glänzenden Zeichen ſeiner Würde, das ſtrenge Geſicht von bebender Vaterfreude bleich, an ſeiner Rechten Odo, der junge, ſtattliche Held. Seine leuchtenden Blicke flogen über den dichten Menſchenknäul, der ihn umgab — ſie, die Ferne und doch ſo Nahe, entdeckte das freudentrunkene Auge nicht. Wie konnte er auch! Lisbertha hatte ſich, erdrückt durch den Anblick des Erſehnten, ſchwindelnd von den gewaltigen Schauern dieſes Augenblickes, eng an den Vater geſchmiegt, und hielt ſeinen Arm krampfhaft umklammert. Jetzt hatte der alte Graf das herbeigeführte Roß beſtiegen; Odo's ſtarker weſtphäliſcher Streithengſt ſtand an der Hand eines Knappen, ſeinen jugendlichen Reiter erwartend, welcher leicht auf ihn zuſchreitet. Jetzt —

Ich erſuche meine Leſerinnen, die Augen eine Minute lang zuzumachen.

In der That: ich bin ſehr betrübt, der Sache einen ſo traurigen Ausgang geben zu müſſen. Die Gelehrten werden's mir nicht verzeihen, daß ich ohne pſychologiſche Begründung, durch einen bloßen Schickſalscoup, den Helden meiner Hiſtorie diaboliſch umbringe. Allein ich kann nicht anders, beſonders da mir nicht, wie Papa Lafontaine, eine milde Fürbitterin in der Perſon meiner Frau in die tödtlich geſchwungene Feder fällt. Ich folge der Chronik meines Jeſuiten auch hierin mit unbeſtechlicher Treue, und dieſe erzählt mit dürren lateiniſchen Worten: daß Graf Odo in demſelben Momente, als er das gezäumte Streitroß habe beſteigen wollen, durch einen Hufſchlag deſſelben am Kopfe hart getroffen worden ſei und ſofort ſeinen Geiſt aufgegeben habe. Eine naturhiſtoriſche Erklärung dieſes theatraliſchen Ereigniſſes findet ſich nicht vor, weil Auflöſungen der Art vielleicht damals noch nicht ſo beliebt waren, als heut' zu Tage. Dagegen giebt der fromme Mann eine ſtarke Folioſeite gottſeliger Betrachtungen, die ich hier unterdrücke, weil dieſe im Gegentheil heut' zu Tage nicht ſo beliebt ſind, wie damals. —

Lisbertha, unſelige Lisbertha!

— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde. —

Odo lag am Boden. Neben ihm kniete ein unbekanntes Fiſchermädchen und umſchlang die Bruſt des leiſe Röchelnden mit beiden Armen. In dem Augenblicke, da das Gräßliche geſchah, hatte ſie ſich mit dem Aufſchrei: „mein Traum, mein Traum!“ durch die erſtarrt ſtehende Menge hindurch gedrängt. Das Blut, welches aus der tiefen Stirnwunde des Getödteten hervor ſprudelte, bedeckte ihr Gewand, ihre Lippen hefteten ſich auf des Jünglings verbleichenden Mund, ihre Finger ſuchten ſeine letzten ſtockenden Herzſchläge aufzufangen. Der alte Graf hatte bei dem Geräuſche des aufbäumenden Pferdes den Kopf zur Seite gewandt, um nach dem Sohne umzuſchauen; bei dem Anblick des Entſetzlichen war er ohne Laut von ſeinem Roſſe herniedergeglitten und ſtand mit niederhangenden Armen, thränenlos, wortlos, an der Leiche ſeines Einzigen; die Umgebung glich einem bewegten Meere, deſſen Wellen ein Augenblick in eine ſtarre, ſtumme Felſengruppe verwandelt hat. Nur Einer aus dem Haufen, ein ältlicher

Mann, ſchwang ſich nach den erſten Secunden des Grauens auf einen erhöhten Stein im Bereiche des Hofes. Dort ließ er die unſcheinbare Landmannstracht fallen, welche die hagere, gebeugte Geſtalt verhüllt hatte, und eine dunkelbraune Mönchskapuze kam darunter zum Vorſchein. Hoch hob der Verkappte die entfleiſchte Hand, um welche der weite Aermel in wallenden Falten wogte, ſein Antlitz glühte in raſender Begeiſterung, die funkelnden Augen ruhten mit der befriedigten Gier des ſatten Tigers auf der Jammerſcene zu ſeinen Füßen.

„Sehet da, Verblendete!“ ſo ſchrie der Mönch, und ſeine donnernde Stimme gellte ſchneidend durch die Todtenſtille, „ſehet da, wie der Herr der Herrn den Bannfluch ſeiner allerheiligen Kirche vollſtreckt! Der Grundſtein dieſes von Gott verfluchten Hauſes liegt von dem Blitz des Allmächtigen zerſchmettert, und hier ſetz' ich den Fuß auf ſeine Trümmer und ruf' es Euch in die Ohren mit den Poſaunenklängen des jüngſten Tages, das iſt Gottes Gericht und die Rache für ſeine geſchmähten Diener. Nieder auf die Knie, Ihr Ungläubigen, zurück in deine Ställe, du ungetreue Heerde. Siehe! hier iſt der Herr Zebaoth, dein geſtrenger Gott, ein

Gott, der da sprach: Ich will vergelten! Und er vergalt." —

Mein Jesuit macht viel Aufhebens von der blitzenden Beredtsamkeit des frommen Vaters, der sich vielleicht in leiser Ahnung, daß in partibus infidelium doch noch etwas für Mutter Kirche gewonnen werden könne, verkleidet zu dem Feste geschlichen hatte und den ersten furchtbaren Moment so klug und so kühn zu benutzen wußte. Er erzählt, daß alles anwesende Volk, wie vom Schlage getroffen, auf die Knie niedergefallen wäre und die strafende Rechte des erzürnten Gottes in dem wunderbaren Unglücke reuig angebetet habe. Auch wucherte die Saat, welche die Hand des Mönches in den aufgelockerten Boden gewandt eingestreut hatte, bald zu einem herrlichen Brodbaume empor, der seine Früchte in den Schooß der „Arbeiter im Weinberge" ausschüttete. „Es erzitterte", so meldet meine Chronik, der man die Siegestrompete der triumphirenden Kirche deutlich anhört, — „es erzitterte der gebeugte Vater, bebend erkannte er die Strafe des Himmels und zur Sühne gab er seine Grafschaft dem geistlichen Hirten gegen eine Precarie für den Lebensunterhalt hin. Er starb im Elende, im Jahre Domini 1020 und im fol-

genden Jahre bestätigte Kaiser Heinrich II. den Bischof Meinwerk und dessen Stift in dem Besitz der Dodico'schen Grafschaft!"

So erzählen die **Monumenta Paderbornensia**, welche die Sache wohl verstehen müssen. Denn die ganze Geschichte passirte nicht weit von den Gränzen des paderborniſchen Bisthums, und der Name des Grafenhauses, den ich leichtſinniger Weiſe vergeſſen hatte, iſt mir bei der Gelegenheit auch eingefallen. Es war die Linie der Grafen Wartberg, welche auf dieſe tragiſche Weiſe erloſch, deren Andenken ſich aber bis auf die heutige Stunde in dem Städtchen Warburg erhält, welches auf ihrem ehemaligen Grund und Boden emporgewachſen iſt. Der ernſthaften und unzufriedenen Leute wegen, welche mich der zweckloſen Erdichtung einer ſo betrübten Geſchichte beſchuldigen könnten, iſt es mir ausnehmend lieb, daß ich meine Ehre und die Gelehrſamkeit meines Lehrers in der Geſchichte auf dieſe glänzende Weiſe vertheidigen kann. —

„Der gebeugte Vater ſtarb im Elend", ſo meldet meine Chronik; davon meldet ſie nichts, wie der kinderloſe Greis zuweilen im Schatten der Nacht herniederſtieg von der öden Klausner-

wohnung, in der er ſich und ſein ungeheures Leid begraben hatte, und in den verwitternden Hallen ſeiner Burg wie ihr ſcheidender Schutzgeiſt ſtöhnend umherwandelte; wie die hochmüthigen, feiſten Mönchsgeſichter ſtreng und ſtolz auf den Büßer herabſahen und die Stacheln ſeiner kleinmüthigen Reue und ſeiner endloſen Verzweiflung immer tiefer in das brechende Herz drückten.

Auch davon meldet ſie kein Wort, wie der Fiſcher vom Diemelſtrome ſein bleiches, ſchönes Mägdlein von der bleichen, ſchönen Leiche des Grafenſohnes fortgeriſſen und die Willenloſe heimgetragen hat in die alte Hütte. Wie er ſie unterwegs mit Fragen und Küſſen und Drohungen und Flüchen beſtürmt, und doch keine Thräne aus den Augen, keinen Ton aus den Lippen herausgepreßt, wie ſie daheim die Feierkleider, welche das warme Blut des Erſchlagenen durſtig aufgetrunken hatten, ſtill in die noch offenſtehende Truhe geſchloſſen und das einfache Mittagsmahl mit der unbewußten Geſchäftigkeit einer Nachtwandlerin beſchickt — davon reden die alten vergilbten Blätter meines Buches keine Sylbe. Aber das Wichtelmännchen vom Weſergebirge hat mir von der Fiſcherin in ſeinem wehmüthigen Mährlein

deſto lieber erzählt, und ich will meinen Leſerinnen ſein Ende nicht vorenthalten.

Es war Abend, der dritte Abend nach jener blutigen Morgenſtunde, als Lisbertha zu der Zeit, wo Odo herüber zu kommen pflegte, aus der niedrigen Hüttenthür trat. Ihr Vater war, in rathloſer Angſt über den Zuſtand ſeines Kindes, das er von einem böſen Dämon beſeſſen glaubte, nach einem berühmten Wundermanne in ferner Gegend gezogen, der ſich ſchon durch viele geiſtige und körperliche Kuren einen Namen gemacht hatte. Er hatte bei ſeinem Aufbruche, weil die Kranke in ruhigem Schlummer zu liegen ſchien, gewiſſenhaft drei Kreuze über ihre Stirne gemacht und die leiſe athmende Bruſt mit einem Reſtchen Weihwaſſer beſprengt; nun würde das böſe Weſen, ſo hoffte er, bis zu ſeiner Rückkehr mindeſtens nicht zunehmen.

Alſo, Lisbertha trat heraus am dritten Abend und ſetzte ſich ſtill auf die Bank unter dem Apfelbaum. Es war Alles noch ſo, wie vor drei Tagen, die Diemel rauſchte, die Wieſen glänzten, die Bäume blüheten. Der Mai war ſo recht in vollem Schaffen. Auch der Vollmond kam wieder hinter den dunkeln Bergwäldern heraufgezogen und goß

seine weichen Lichtströme über die Bank, wo das Mädchen saß — nur das Mädchen, das einsame Mädchen. Und als die alten Abendglocken im fernen Kloster wieder aufwachten, da erhob sich Lisbertha und wandelte dem Diemel-Ufer zu und band den Kahn los und steuerte hinüber. Auf dem Strome aber redete sie halbe gebrochene Töne, und man wußte nicht, ob sie mit den murmelnden Wellen sprach oder mit den stumpfen Weiden, die längs dem Ufer standen, oder mit dem Monde, der wieder seine Strahlenbrücke über das Wasser gebaut hatte. Das braune Ruder war leicht aus den Händen der Schifferin geglitten, sie schien nicht zu bemerken, daß es müßig ruhete und daß ihr Boot mit den Wogen der Diemel hinabgetrieben wurde. Wie schlafend saß sie am Boden des Fahrzeuges und hatte den Kopf über den Rand desselben gelehnt, als ob sie den leisen, ziehenden, siedenden Stimmen horchte, welche tief im Fluthenschooße ihre eintönigen Weisen forthauchten. Das waren die Diemelnixen, die ihren Kindern Wiegenliedchen sangen.

Die Stimmen wurden ihr aber immer lauter und lockender, die ersten Sterne schauten aus den spiegelglatten Wellen die Dahingleitende sehnsüchtig

mit treuen, müde blinzenden Aeuglein an, hie und da erhob sich eine feuchte Hand aus den Tiefen und griff nach ihrem Haupte. Da schwankte das Schifflein urplötzlich. Die Darinsitzende hatte sich taumelnd erhoben und — der Kahn tanzte leer auf den Wellen fort.

Hei! wie regten sich da die Nixen und sprangen aus den kühlen Betten, als die gehaßte, beneidete Sterbliche in ihr Reich hinabfiel; wie schlangen sie die kalten Arme um den Busen der Unglücklichen und küßten ihr den letzten, lebenswarmen Seufzer von den blauen Lippen und drückten die braunen Augen mit den nassen Fingern emsig zu! „Endlich, endlich", flüsterten sie in verbissener Freude, und tanzten einmal kreisend in die Höhe; die Wellen bäumten sich frohlockend, als ob ein träumender Sturmwind darüber hingefahren wäre und gingen dann wieder ihre Wege fort, glatt und glänzend, wie zuvor.

Der Vater kam spät am Abend von seinem Gange zurück und hatte für seine letzten Sparpfennige einen ganzen Kasten voll wirksamer Reliquien eingekauft. Das Hüttchen war leer. Am nächsten Morgen brachten ihm seine Gefährten, die weiter stromabwärts wohnten, den Leichnam

ſeiner Tochter, welchen die Wellen der Diemel als theure Beute an's Ufer geworfen hatten, ehe ſie ſich mit der fremden Weſer vereinigen mußten. Da zerſchnitt der alte Mann ſeine Netze, hieb den Apfelbaum und die Bank darunter um und ging, die Leiche im Arm, in die Hütte. —

Das Wichtelmännchen ward, als es bis zu dieſen Worten gekommen, ſehr weich und ſtill; denn die Geiſter am Weſerſtrome ſind ſentimentaler als die Menſchen. Und als ich es fragte, wo der Lisberthen-Baum geſtanden hätte, da ſchüttelte es ſtumm das greiſe Kinderköpfchen. Es konnte mir die Stelle nicht zeigen; ſie war verſchollen und vergeſſen. Allein die Wieſe mit den zerſtreuten Felsblöcken darauf, durch welche die Diemel zur Weſer hinabfließt, habe ich ſelbſt geſehen und an dem Ufer des Fluſſes geſeſſen in ſtiller Mitternachtsſtunde, als es Mai war und Mondſchein. —

# II.

## Hannöver'sch-Münden.

„Und sehen Sie, lieber Herre! wie er da oben auf dem Rade hängt? Die beiden Füße kann man noch deutlich unterscheiden, auch die weißen Kleidungsstücke ... aber der Kopf! — Nein, ich sage Ihnen, es war schrecklich anzusehen, wie die Raben in den verworrenen Haaren nisteten und pickten ...." Mich schüttelte der Ekel. Ich stand mitten auf einer schönen, sich allmählig hinabsenkenden Hügelreihe, die einen weiten und friedlichen Blick in die Ebene von Kassel gestattete. Da schweiften meine Augen über die blitzenden Wellen der Fulda und rasteten wieder auf Bergwäldern, die kühl und schattig-grün an ihren Ufern aufstiegen. Aber auf die Hauptstadt sah ich nicht viel. Es schwebte

über ihren Dächern ein leiser, schier unheimlicher Nebel, und mich däuchte, es wär' eine Wolke von böser Nachrede, Neid, Mißgunst und allen städtischen Leidenschaften, die mißfarbig über die Zinnen Kassels herabhing. Neben der Straße, welche ich mit einem ehrsamen Bürgersmann hinanschritt, während der Wagen langsam die staubbedeckten, steilen Windungen derselben durchmaß, stand ein trauriges, ein häßliches memento mori — ein Rad mit den Resten eines Verbrechers. Der Pfahl schnitt mitten durch die schöne, stille Aussicht, wie ein schriller Ton in eine weiche Moll-Melodie. Mich dauerte in dem Augenblicke Alles in der Welt: — meine Pferde, denn ich ging zu Fuß, um ihnen ein Weniges an Bürde zu ersparen, — meine Füße, denn ich rastete und schöpfte einen Augenblick Athem an der Stelle mit der durchschnittenen Aussicht; — sehr dauerte mich aber mein Begleiter, der sich über den Pfahl mit der häßlichen Last so gar heftig beklagte und entsetzte. Er wohnte hier in der Nähe, sagt' er zu mir, und sah in der That auch aus, wie eine solche espèce zwischen Bürger und Bauer, die in der Nähe großer Städte gewöhnlich vorkommt. Nun hätt' er jedes Mal, wenn er nach Kassel ginge und

daherkäme, das ſchreckliche Geſicht, das verdürb' ihm allen Appetit, ſelbſt die Freude an der gelben, lieben Aerndte und ſeinem kleinen Wäldchen in der Nähe. „Sie ſind doch nun auch ein ſtudirter Mann," fügte er ſehr ſchmeichelhaft hinzu, „wie man gleich an Ihrem kurzen Geſicht und den weißen Händen bemerken kann, nun frag' ich Sie, was nützt das? Dem da oben thut's doch nicht mehr weh — und am Ende, ein Chriſt war er doch auch, oder wenigſtens ein Menſch. Den ſoll man aber im Tode doch nicht mehr ..."

Ich ſetzte mich widerſtrebend auf's hohe Pferd. „Lieber Mann," ſagte ich und räuſperte mich, „das iſt, wie wir ſagen, die Abſchreckungstheorie." Aber der Bürger meinte, das verſtünde er nicht. Trotz aller Popularität, zu der ich mich in meinem Feuerbach'ſchen Codex herabſtimmte, blieb er dabei, das ſchrecke nicht mehr vom Verbrechen ab, ſondern nur von dem Menſchen ſelber, und gäbe den Leuten einen Ekel an der Gegend, wo es zu ſehen ſei. „Weiter nichts," ſagt' er und ſtieß mit einem Stocke heftig auf die Erde.

„Da giebt's ein Buch," begann er wieder und trat mir vertraulich einen Schritt näher, „ein Buch, lieber Herr! aber ich darf Ihnen nicht ſagen,

wie ich dazu gekommen bin." — „Ein Traktätchen etwa, wie des Herrn Stoßſeufzerlein?" — „Herr, wofür halten Sie mich? Nein, ein Buch, worin es gedruckt zu leſen ſteht, daß das mit dem Recht über Leben und Tod ..."

Die Unterhaltung wurde mir doch zu verfänglich. Deshalb rieth ich dem guten Manne, er möge ſich mit ſo ſonderlichen Büchern nicht zu viel abgeben, und reichte ihm die Hand zum Abſchied. Wir waren juſt auf der Höhe neben dem hannoverſchen Zollhäuschen angekommen und mein Wagen wartete meiner. Noch einen Blick in die Ebene zurück ... Richtig, da ſtand der Pfahl wiederum, mit der Abſchreckungstheorie: „allhier iſt das Todtſchlagen verboten!" Mir träumte, der Menſch wäre der ewige Jude und ſei gar nicht todt: ſondern ſein Kopf wackele luſtig hin und her, ſeine Haare wehten im Winde, und er fletſche die Zähne gegen die Juſtiz, oder drehe ihr den mißhandelten Rücken gleichgiltig zu. Wahr iſt's, mein Kutſcher brummte auch, als er auf das Rad zu ſprechen kam. „Hinwärts ein geräderter Menſch und herwärts eine Mauth-Viſitazion: eine ſchöne Vergnügungsparthie, die nach Münden."

„Aber, Chriſtian!“ ſagt' ich ſehr weichmüthig, und Chriſtian fuhr fort.

Ich hatte auf der hannoverſchen Grenze allerlei Gedanken, zum Theil an eine Zeit, da ich noch für das ganze Königreich Hannover ſchwärmte, weil ein Herz in demſelben für mich ſchwärmte. Damals ging ich von Kaſſel oft zu Fuß bis an die nächſte Scholle hannoverſchen Grund und Bodens, und freute mich, in meiner Heimath zu ſein. Meine Heimath iſt da, wo mich die Menſchen lieb haben. Darum beſitz' ich zuweilen gar keine. Aber zum Theil galten meine königlich großbritanniſch-hannoverſchen Grenzgedanken auch der Gegenwart; allein da ſie nicht in den Hirnkaſten eines empfindſamen Reiſenden gehören, ſo übertünchte ich ihre Schatten mit den Lichtern der erſten Gedanken an das Herz im Königreich Hannover.

An dies Herz dacht' ich noch immer, obſchon es bereits ſeit einem halben Jahre für einen Andern, wenn nicht für zwei Dritte ſchlug. Mir kam's ſogar in dem großen, ſchönen Wagen ganz einſam und dunkel vor, obwohl die Welt im lachendſten Sonnenſcheine um mich herumſtand, und ich trieb Chriſtian, er möchte machen, daß

wir gen Münden kämen. „Da liegt's ja ſchon!“ rief er aus. Und da lag's auch.

Lag, juſt wie ein Kind in einer ſchmalen Wiege. Drüber hatte ſich ein blauer, tiefklarer Betthimmel ausgeſpannt und die Wellen ſchwatzten herüber, aus den dunkeln Wäldern heraus, wie Ammen, die über das Kindlein wachen ſollten, daß ihm nichts zu wehe geſchehe.

Wahrlich! ein köſtlicher Weg! Verlief ſich, ganz leiſe abſteigend, in grünen Baumhallen, weiß blühende Brombeerſträuche und lockende Vogelsbeeren an der Seite, hier und da eine künſtliche Bank oder ein Rinnſtein, wodurch verborgene Bergquellen geſchwätzig in den Hohlweg niedertröpfelten. Die Fulda warf mir ſo dann und wann ein Paar Blicke aus ihrem Bette herauf und zwinkerte mit den hellen Augen lockend aus den Büſchen.

Die Fulda lernt das Kokettiren doch eigentlich erſt in Kaſſel. Bis dahin iſt ſie ein Landmädchen — einfältig, im alten ſchönen Sinne des Wortes. Die Fulder tränken ihre Wieſen mit ihr, und die Hersfelder ihre Tuchmaſchinen, und an den Melſunger Forſtjünglingen zieht ſie kühl und unbefangen vorüber. Aber wie ſie aus den Steinbrüchen von

Freienhagen tritt — hui! da ſtutzt ſie vor der großen, gleißenden Stadt. Und ſie läßt ſich gewinnen. Sie wird breit und flach, die alte Einfalt iſt dahin, ſie iſt eine Reſidenz-Schöne. Hernach zwar ſtrebt ſie reuig nach der kindlichen Beſchränkung zurück; aber es hat keine rechte Art mehr. Sie fällt bald darauf der raſchen, ſtürmenden Werra in die Arme, und die beiden Mädchen (gut für die Sittlichkeitspolizei, daß die Werra nicht männlichen Geſchlechts iſt!) führen nun als Weſer ein großartiges Leben. Das iſt eine Skizze zur Biographie deutſcher Ströme, die ich als Pendant zu Alvensleben's Bühnen-Biographien herauszugeben gedenke.

Mittlerweile bin ich in Münden angekommen. Bei meiner vortrefflichen Schulbildung rufe ich mir aus der Geographie ſchnell zur ſorgfältigen Unterſcheidung noch ein Paar Münden oder Minden in's Gedächtniß, nämlich Preußiſch-Minden, das eine Feſtung iſt und an der Weſer liegt, und Holzminden, welches auch irgendwo liegt und zwar bloß im Braunſchweigiſchen. Zugleich beſinne ich mich aus ſtatiſtiſchen Nachrichten, daß Münden ein ſehr merkwürdiges Stapelrecht hat, und Chriſtian, den ich darüber weiter conſultire (denn

Chriſtian iſt ein unterrichteter Menſch) erinnert ſich, im Kaſſeler „Beobachter" etwas darüber geleſen zu haben. „Was war's denn, Chriſtian?" — „Nun, 'was vom Stapelrecht. Wie's der Beobachter und Samuel Hahndorf gewöhnlich giebt. Worte, Worte — —" „Pfui, Chriſtian!" Er lachte ſtill vor ſich hin.

Aber auf eines konnt' ich mich nicht beſinnen. Nämlich, wieviel' Seelen Münden habe? Im Grunde, ich bekümmerte mich wenig d'rum; denn in der erſten Gaſſe, durch die mein Wagen hinrollte, bemerkte ich mit großem Behagen ſo viele ſchöne Körper, daß dies mich hinſichtlich der Seelen merklich beruhigte. Chriſtian fluchte indeſſen über das Pflaſter. „Aber Chriſtian," fing ich an, „ſo gieb Dich doch zur Ruhe. Du weißt, ich kann das Fluchen nicht leiden. Es nimmt ſich hernach gedruckt ſo übel aus."

In der Krone gingen wir vor Anker. Ich kannte keinen Menſchen in Münden. Doch — ich hatte einen guten Freund, der hatte eine Geliebte daſelbſt, die ſollt' ich grüßen. Natürlich nicht von Angeſicht zu Angeſicht, noch von Munde zu Munde; denn wir kannten einander gar nicht. Aber am Haus ſollt' ich vorbeigehen und ein Dutzend Blicke

für ihn hinaufwerfen. Gewiſſenhaft, wie ich bin, war mein erſter Gang nach dem ſorgfältig beſchriebenen Hauſe. Unten wohnt ein Poſamentier, der machte Knöpfe; im zweiten Stock meines Freundes Freundin, der wurden ſie gemacht. Ein Fenſter ſtand auf, dahinter zwei rothe Geraniums und ein Zeiſig in meſſingenem Käfig. Es klang eine hübſche Stimme aus dem Fenſter heraus, allein die mitgegebenen Blicke konnt' ich nicht los werden. Ich behalf mich mit dem Gehörſinn.

In der Krone hatt' ich gehört, den Werder müßt' ich vor allen Dingen beſuchen, und ich treffe es auch ſehr gut, weil gerade Prager Muſik da ſei. Deshalb fragt' ich einen wohlgekleideten Mann auf der Straße um den Weg zum Werder. „Den geh' ich auch," antwortete mir der Angeredete, „und wenn Sie fremd hier ſind, haben Sie nur die Güte, ſich an mich zu halten. Ich kenne hier jedes Kind. Ich bin nämlich Schullehrer in der Stadt." Dabei blieb er ſtehen und nahm ſeinen Hut noch einmal ab, ich wußte nicht recht, ob vor mir oder ſeinem eigenen Titel zu Ehren.

„Wir ſind zur Stelle", erklärte der Pädagog feierlichſt, nachdem wir unter allerlei nützlichen Geſprächen über die Werrabrücke hinüber in einen

Chriſtian iſt ein unterrichteter Menſch) erinnert ſich, im Kaſſeler „Beobachter" etwas darüber geleſen zu haben. „Was war's denn, Chriſtian?" — „Nun, 'was vom Stapelrecht. Wie's der Beobachter und Samuel Hahndorf gewöhnlich giebt. Worte, Worte — —" „Pfui, Chriſtian!" Er lachte ſtill vor ſich hin.

Aber auf eines konnt' ich mich nicht beſinnen. Nämlich, wieviel' Seelen Münden habe? Im Grunde, ich bekümmerte mich wenig d'rum; denn in der erſten Gaſſe, durch die mein Wagen hinrollte, bemerkte ich mit großem Behagen ſo viele ſchöne Körper, daß dies mich hinſichtlich der Seelen merklich beruhigte. Chriſtian fluchte indeſſen über das Pflaſter. „Aber Chriſtian," fing ich an, „ſo gieb Dich doch zur Ruhe. Du weißt, ich kann das Fluchen nicht leiden. Es nimmt ſich hernach gedruckt ſo übel aus."

In der Krone gingen wir vor Anker. Ich kannte keinen Menſchen in Münden. Doch — ich hatte einen guten Freund, der hatte eine Geliebte daſelbſt, die ſollt' ich grüßen. Natürlich nicht von Angeſicht zu Angeſicht, noch von Munde zu Munde; denn wir kannten einander gar nicht. Aber am Haus ſollt' ich vorbeigehen und ein Dutzend Blicke

für ihn hinaufwerfen. Gewiſſenhaft, wie ich bin, war mein erſter Gang nach dem ſorgfältig beſchriebenen Hauſe. Unten wohnt ein Poſamentier, der machte Knöpfe; im zweiten Stock meines Freundes Freundin, der wurden ſie gemacht. Ein Fenſter ſtand auf, dahinter zwei rothe Geraniums und ein Zeiſig in meſſingenem Käfig. Es klang eine hübſche Stimme aus dem Fenſter heraus, allein die mitgegebenen Blicke konnt' ich nicht los werden. Ich behalf mich mit dem Gehörſinn.

In der Krone hatt' ich gehört, den Werder müßt' ich vor allen Dingen beſuchen, und ich treffe es auch ſehr gut, weil gerade Prager Muſik da ſei. Deshalb fragt' ich einen wohlgekleideten Mann auf der Straße um den Weg zum Werder. „Den geh' ich auch," antwortete mir der Angeredete, „und wenn Sie fremd hier ſind, haben Sie nur die Güte, ſich an mich zu halten. Ich kenne hier jedes Kind. Ich bin nämlich Schullehrer in der Stadt." Dabei blieb er ſtehen und nahm ſeinen Hut noch einmal ab, ich wußte nicht recht, ob vor mir oder ſeinem eigenen Titel zu Ehren.

„Wir ſind zur Stelle", erklärte der Pädagog feierlichſt, nachdem wir unter allerlei nützlichen Geſprächen über die Werrabrücke hinüber in einen

hübſchen, ganz anſehnlichen Garten getreten waren. Dem Eingange nahe ſtand eine ſteinerne Bildſäule. „Das iſt unſer Jupiter!“ ſagte mein Begleiter, ſcheinbar ganz wegwerfend; aber er lauerte doch mit den Augen auf meine Verwunderung. Die wurde dem Jupiter Mundensis denn auch im vollen Maaße zu Theil. Ein Mann von ſechs Fuß Länge, unten ſo ſchmal wie oben, mit einem Geſichte ſo leer und ſo hohl wie der Genius der Lüneburger Haide, blickte von einem kleinen Piedeſtal langweilig auf mich herab; hinter ihm guckte ein Adler heraus („wie bei den Evangeliſten auch jeder ſein Thier hat“, bemerkte mein Schullehrer!) und einige Blitze von Sandſtein. Ich wunderte mich ungeheuer. „Das muß ja wenigſtens an die dreißig Thaler gekoſtet haben!“ — „Mehr noch, viel mehr; aber wir ſcheuen keine Koſten, wenn's die Ehre der Stadt gilt. Dieſe Adern, ſehen Sie 'mal!“ Die Adern ſahen wirklich aus, wie geſchwollen. Zugleich freute ich mich, daß der Künſtler ſeinen Jupiter in den beſten Jahren gemacht hatte. Da war nichts von dem Ernſt und der Würde des Olympiers geblieben, bloße Anmuth und Zierlichkeit lag in dem Bilde, als ob der ſchönſte Ladenjüngling Mündens dem modernen Phidias Modell

geſtanden hätte. „Sie haben wohl dergleichen wenig geſehen?“ forſchte mein Schulmeiſter, mit mitleidigen Augen mich muſternd, während wir von Jupiter zur Juno gingen. Die ſtand nämlich ganz hinten am Ende des Bosquets und drehte dem Gemahl hiſtoriſch treu den Rücken zu, beſchützt von ihrem Thiere, einem köſtlichen Pfau. „Lieber Gott!“ war meine Gegenrede, „in Kaſſel haben wir nicht viel der Art.“ — „Ja“, ſagte der Andere wieder, „Ihre Bildſäulen in der Au wollen nichts bedeuten und die Landgrafen haben doch eigentlich bloß hiſtoriſches Intereſſe, während eine ſolche verſteinerte Mythologie das Gemüth anſpricht und ſehr wohlthätig auf die Phantaſie und den Schönheitsſinn, beſonders der weiblichen Jugend, wirkt.“ Ich dachte an den gefährlichen Wuchs des Jupiter und drückte dem Manne einſtimmend die Hand. Unſere Seelen hatten ſich gefunden.

Der „Werder“ iſt ein ſchöner Garten, von der Form, die man bei uns Halstuchzipfel nennt, nämlich in einer engen Spitze dreieckig zulaufend. Dieſe Spitze iſt beiderſeits eingeſchloſſen von zwei Armen der Werra, und die Fulda kommt erſt einige Schritte unterhalb zu der Vereinigung.

Werra ist sehr rasch und feurig, wenn ein Wasser feurig sein kann. Sie treibt kurz vorher eine Mühle und kommt, heiß von diesem Sklavendienste, in langen, schaumgekrönten, sprühenden Wellen an den abschüssigen Ufern hergeschossen. In dem spitzen Winkel steht eine hölzerne Bank. Dorthin setzt' ich mich mit meinem Cicerone, der mich mit Fleiß erst hierher brachte, und hernach an das eigentliche Haus, wo die Gesellschaft säße.

Sehnt' ich mich denn aber nach Gesellschaft? Schien mir nicht der eine Schulmensch, der noch dazu kein ganzer war, nämlich Mensch, schon zu viel? Da war ja die Wiege meiner Weser, und mit diesen rothen, eilenden Wellen konnt' ich hinunterkommen in ein vielliebes Thal, wo das Haus meiner ersten Liebe steht und das Grab meiner Mutter. Die Wellen kamen noch heute hin, die eben an mir herrauschten ... Und brachte mir nicht das Dreieck im Werder das Bild dieses Thales so täuschend, so schmeichelnd entgegen? Da lagen kleine, grün angestrichene Böcke und Bullen vor Anker. An einem wurde gerade gehämmert und die Schiffsleute mit den weißleinenen Jacken krochen ameisenartig unter dem aufgerichteten Kiel hin und her. Ein vertraulicher Thee-

geruch verſchlang ſich mit den Tönen der nahe klingenden Prager Muſik, und die Mauerſchwalben flogen zwitſchernd an dem künſtlich eingefaßten Ufer der jungen Weſer auf und ab. Ueber dem Waſſerſpiegel erhoben ſich wiederum grüne, klingende Wälder, durch welche die Straße nach Göttingen maleriſch hinaufkroch, und der Blick in die Ferne war wohlthätig befangen und gehemmt durch die Schluchten und Höhen, zwiſchen denen ſich der Fluß — träumend, ſpielend — verlor.

Wahrhaftig, eine ſüße Stelle! Aber mein Schulmenſch tippte mir leiſe auf die Schulter und ſprach: „Sie wiſſen doch, daß hier die Weſer erſt ſchiffbar wird? Und ſo iſt Münden gleichſam der Schlüſſel zu Nieder-Deutſchland!“ Ich lachte und ſtand auf: wir gingen zur Geſellſchaft.

„La jeune Münden“ war ſehr vergnügt. Es hatte ſich vor dem niedlichen Hauſe eine ziemliche Anzahl von Honoratioren geſammelt; man trank Thee, die Jünglinge wickelten den Jungfrauen das Garn auf, die Jungfrauen erröthteten, auf dem Sande ſpielten kleine Kinder und ſäugte Hunde — kurz, es war recht idylliſch. Der unermüdliche Schulmann führte mich nach kurzer Raſt im Garten weiter umher. Mir wurde nichts

geſchenkt, keine Einſiedelei, kein Bosquet, keine Bank — Alles mußte ſyſtematiſch genoſſen werden. Da mir das Vergnügen faſt über den Kopf wuchs, dankte ich dem Dienſtfertigen für ſeine Bemühung und ſprach meine Abſicht aus, noch allein den Andreasberg zu beſuchen, von deſſen Reizen ich in Kaſſel viel Rühmens gehört. Der Mann war fürchterlich freundlich und ging wiederum mit, weil's doch gerade Sonnabend ſei und er nichts zu thun habe.

Nach kurzem, aber beſchwerlichem Steigen kamen wir am Andreasberge an. Dichte vor der Thüre ſtand ein Wegweiſer, ſo daß man gar nicht fehlen konnte, wenn man da war. Es iſt wiederum ein hübſcher, ganz anſehnlicher Garten, terraſſenförmig angelegt, mit merkwürdigen Blutigeln bevölkert, die in einem kleinen, ſorgſam eingehegten Luſtteiche künſtlich gepflegt werden. Von der höchſten Terraſſe, allwo Herr Andreas eine ſinnige Hermitage angelegt hat, tapezirt mit weichem Moos und beinahe ſechs pariſer Fuß hoch, hat man einen freundlichen Blick auf die ganze Stadt Münden. Wir konnten aber dieſen Blick nicht mehr genießen, weil ein Dutzend ſtudirender Jünglinge von Göttingen ſich vor uns bereits in der

herrlichen Aussicht berauscht hatte und nunmehr durch Felsenbier sich homöopathisch curirte. Die Göttinger Musen waren sehr laut und dies scheuchte meinen Begleiter in's Haus zurück. Er beklagte sich gegen mich über das Verderben der deutschen Universitäten und fragte angelegentlich: ob ich für Diesterweg sei oder für Leo? Ich bekannte erröthend, daß meine pädagogische Literatur nur bis auf Dinter's Schullehrer-Bibel gehe. „Und nichts von Lorinser?" seufzte er. Ich schüttelte wehmüthig den Kopf.

Das Haus schien von einem geschlossenen Vereine zu geselligen Zusammenkünften gemiethet zu sein. In der einen Ecke standen eine Masse Pfeifen und in der andern eine Guitarre. Auf dem Tische lag ein Fernrohr, mit Seehundsfell überzogen und so lang wie ein junger Bandwurm, nebst einem Miniaturspiegel. Ich erkundigte mich in aller Unschuld, wozu das Fernrohr diene, da ja die weitesten Punkte so nahe seien, daß man sie fast mit den Händen greifen könne? Das erboste aber meinen Führer nicht wenig, und er setzte mir mit vieler Beredtsamkeit auseinander, daß man mit dem Fernrohre seine nächsten Bekannten in der Stadt, wenn sie auch noch so fern wären, auf-

ſuchen und beobachten könnte, was doch gewiß ſehr kurios ſei. Darin mußt' ich nachgeben und fügte noch zum Ueberfluſſe den Rath hinzu, das Teleskop dann auch gleich umzukehren und als Sprachrohr zu gebrauchen, um den Spaziergängern in der Stadt guten Tag zu wünſchen.

Der Schullehrer erklärte mir, während wir ganz gemüthlich eine Flaſche Bier mitſammen austranken, die wichtigſten Gebäude der Stadt Münden, als zum Exempel das alte Schloß, welches er nun zum Zierrath der ganzen Umgegend partout weiß angeſtrichen haben wollte, die große Kirche, woran ſich außer vielen, vortrefflichen Grabſteinen auch eine ungeheuer alte Inſchrift zum Gedächtniß an die Duodez-Sündfluth in Münden befinde. Daran knüpfte er geſchickt einen Auszug aus der Chronik von Chriſti Geburt an bis zu ihrer Erbauung, und von da abwärts bis auf unſere Tage, wie Münden ehedem noch viel bedeutender und lebendiger geweſen ſei als jetzo, und merkwürdigen Handel getrieben habe.

Unterdeſſen hatte ich mich unter den Gemälden, welche das Zimmer des Andreasberges zierten, umgethan, und außer dem Hofrath Langenbeck, einigen unbedeutenden Weſer-Anſichten und mehreren

antiken Thierstücken, auch die Lithographie des hessischen Kunst-Vereins wiedergefunden, Müller's „Rahel am Brunnen" darstellend. Ich fühlte mich unter diesen wohlbekannten Schaafen sehr heimisch und ward gerührt von dem allerseltensten Patriotismus. Dazu kamen die fortdauernden Erklärungen des Schulmenschen und der nach und nach einbrechende Abend, so daß ich mich bewogen fand, aufzubrechen und abermals von meinem pädagogischen Schatten geleitet, in die Krone zurückzukehren. Die Stadt war sehr lieblich und ländlich geworden. Sämmtliche Einwohner saßen nach echt patriotischer Sitte vor den Hausthüren und grüßten die Vorübergehenden mit einer Zuvorkommenheit, die gegen den Kasselschen Ton gar angenehm abstach. Auch das Souper in der Krone, wobei mir mein Schulmann ewige Freundschaft und einen baldigen Besuch in Kassel zuschwor, befriedigte mich vollends, und ich stieg in der heitersten Laune von der Welt, als eben die hannoverschen Hörner den Zapfenstreich abbliesen, in den Wagen, um noch selbigen Abends bei guter Zeit wieder in Kassel einzutreffen.

War das nicht, trotz aller Einsamkeit, eine liebe Fahrt! Die Bäume am Wege standen alle

ganz still und rührten sich nicht, damit die alten Berge nicht aufwachen möchten; nur die Fulda zog mit den glatten Wellen plaudernd und tändelnd durch sie hin. Um den Wagen flogen, angelockt durch das Licht der beiden Laternen, scheue Fledermäuse, und vom wolkenlosen Nachthimmel stürzte ein Stern nach dem andern auf die schwarze, schweigende Erde herab. Einer fiel in's Wasser, und da dacht' ich, er habe wohl sein Bild oder das eines andern Sternes in den hellen Spiegel gesehen und sich voll Liebe und Sehnsucht herabgeneigt, um jenes zu umfangen. Nun begrub ihn aber, sammt seinem Leid und seinem Verlangen, die kühle Tiefe. Armer Stern! Die Geschichte hatt' ich schon einmal gehört oder gelesen, oder erdacht oder erlebt. Mir thaten die Augen noch weh, wenn ich daran erinnert wurde, wie jetzt auf der nächtlichen Heimfahrt von Münden.

Ach! wenn Ihr fühlen wollt, wie einsam ein Herz ist ohne Liebe, und wie dunkel und wie wund, — da müßt Ihr allein durch eine fremde Gegend wandern gehen zur Stunde, da die Erde sich schlafen legt, wo nichts von Außen Euch reizt und zerstreut und auffrischt. Da fühlt ihr recht tief, was Ihr gern sagen möchtet und wofür Ihr

doch keine Worte findet. Ihr könnt nichts thun, als höchstens weinen, und wenn Ihr ein Herz Euer nennt, bei der Heimkehr dieses fester umschließen und inniger an Euch drücken, als je.

Mich fror auf dem Wege. Denn der Nachtwind fuhr kühl über den offenen Wagen. Christian war eine mitleidige Seele und lieh mir seinen Mantel. Und darein hüllt' ich mich ganz dicht und lehnte still in einer Ecke.

---

# III.

## Seitensprung nach Geismar.

— „Der Hofgeismarische Gesundbrunnen liegt fünf Stunden nördlich von der Hauptstadt Kassel, nahe bei der Stadt Geismar. Er besteht aus zwei Bade- und einem Trinkbrunnen, dessen Bestandtheile besonders Eisenvitriol, Salz und mineralischer Spiritus sind. Auch hat er viele lustige und vortreffliche Anlagen, so wie in der Nähe das Landgestüte Beberbeck und das Jagdschloß Sababurg mit einem Thiergarten." —

So steht es gedruckt zu lesen in einer patriotischen Beschreibung der Stadt Kassel und ihrer Umgebung für Einheimische und Fremde. Mir war das eine sehr erwünschte und willkommene Entdeckung; denn ich war so lange nicht aus den

Straßen der Neuſtadt herausgekommen, daß ich ein lebendiges Bedürfniß nach Salz- und Mineral-Spiritus empfand. Deshalb reiſ'te ich „an einem ſchönen Sommermorgen" von Kaſſel nach Geismar, freilich nicht nach Kaſſeler Sitte auf einen Sonntag, wo bal paré im Courſaal iſt und große Verſammlung der Honoratioren von Geismar, Grebenſtein, Karlshafen und andern Kurheſſiſchen Landſtädten, ſondern an einem ſoliden Werkeltage. Am Holländiſchen Thore fand ich eine leer zurückgehende Extrapoſt-Chaiſe, die zwei glückliche Bräutigams-Herzen aus Geismar nach Kaſſel geführt hatte, und ſtieg gewiſſenlos und gegen alle Poſtordnung verhärtet ein. Das Fuhrwerk ſchlich behaglich durch die kühlen Waldhallen des „Brand" die weiße, ſtäubende Chauſſee hinauf, und alle Viertelſtunden begegnete mir wenigſtens ein großer Reiſewagen, aus dem grießgramige Badegäſte und kranke Madonnen die Köpfe hinausſtreckten in den warmen, klingenden Morgen.

Als mich mein pflichtvergeſſener Schwager unweit der Stadt vorſichtig abgeſetzt hatte, legte ich den Weg von Stadt-Geismar nach dem Brunnen zu Fuß zurück, eine ſchöne, ſchattige Allee, worin die Vöglein recht munter ſchlugen und die breiten

Kaſtanienblätter in Licht und Dunkel koſend durch einander ſpielten. Bei meiner Ankunft am Brunnen war die große Trinkſtunde freilich ſchon vorüber; die Gäſte ſeufzten ſchon mit den gebrechlichen Leibern in der engen Badewanne, und durch die verhangenen Fenſter quoll hier und da ein verführeriſches Plätſchern.

Vorne in der Allee ſteht ein kleiner, antikniedlicher Tempel, der, von acht Säulen getragen, die wohlthätige Quelle bedeckt. Daran ſaß noch ein einſames Frauenzimmer von reifen Jahren und überreifen Geſichtszügen. Sie ſtrickte ſanft und trank von Zeit zu Zeit aus dem Henkelglaſe, welches neben ihr auf der grünen Gartenbank ſtand. Zu ihren Füßen kauerte ein hellgelbes Hündlein, das wedelte zuweilen mit dem Schwanz im Sande, und zuweilen gähnte es und, wie es mich ſah, verſuchte es ſogar zu bellen. Ich ließ mich aber nicht abſchrecken und, tollkühn wie ich bin, trat ich ſogar dicht an es heran zu dem Rand der Quelle und blickte hinab in die lichtbraune, ſprudelnde Tiefe, aus der einzelne Blaſen und Tropfen heraufquollen, wie Lieder aus der geheimnißvoll ſchaffenden Bruſt des Dichters, dacht' ich,

oder wie Thränen aus lieben, hellbraunen Mädchen-Augen.

Ein Mann in leichtem Morgen-Ueberrock, wohlbeleibt und ſicher in ſeinem ganzen Weſen, als ob er hier zu Hauſe ſei, kam aus dem Badehauſe. Er hatte eine graue Strohkappe auf und hielt den Stockknopf vergnüglich ſinnend an ſeine Naſe. Daran erkannte ich, daß er der Brunnen-Arzt ſein müſſe, und grüßte höflich. Er verachtete mich aber und ging vorüber, herablaſſend dankend. Natürlich. Ich hatte einen gottvergeſſenen Studenten-Rock an und ganz beſtäubte Stiefel, ſah auch zum Ueberfluß unverſchämt geſund aus. — Was konnte ich für den Brunnen-Arzt bedeuten?

Das Hündlein reckte ſich, die Dame ſtand auf, Beide gingen geräuſchlos fort. Ich dachte, es würde nun für mich auch Zeit ſein, und ſchickte mich an, die „luſtigen und vortrefflichen Anlagen" zu beaugenſcheinigen. Ich fand hohe, langgeſtreckte Alleen mit einem Fernblick in den blauen Himmel und grüne Berge, einen Teich voll grüner Waſſerlinſen, worin die Fiſche aufhüpften, ſo wie an deſſen Ufer einen ſorgſam angeketteten Kahn, dichte Bosquets und auf einer mäßigen Anhöhe eine Hütte, die nach allen vier Weltgegenden die

ioniſchen Säulen giebt ihm ein recht antikes, edel ruhiges Anſehen, und die dicht verſchloſſenen Thüren und Jalouſien erhöhen daſſelbe um ein Bedeutendes. Bewohnt wird dieſes Schloß nicht. Das einzige lebende Weſen dabei war ein Huſar, der Schildwache ſtand. Er ſpielte mit dem Säbel, auf dem die Sonne blitzte, und vergoß große Tropfen der Wachſamkeit. Auf meine Frage: „was die Glocke ſei?“ eigentlich nur beſtimmt, eine fernere Unterhaltung einzuleiten, erwiderte er, daß eine Schildwache nichts erwidern dürfte, und kehrte mir den verlederten Revers ſeines kriegeriſchen Menſchen zu, an dem ich mit tiefem Reſpect vor der Huſaren-Disziplin im Bade Geismar vorüberging.

Bei meiner Rückkehr zur Trinkquelle fand ich einen ungeheuren Trouble Menſchen vor. Wenigſtens vier Tiſche waren mit Kurgäſten ganz beſetzt, und als leichte Truppen plänkelte die Hofgeismariſche Jugend mit obligaten Bettelmädchen die Allee auf und nieder. An der linken Seite ſaß eine Bande Prager Muſikanten aus dem Fuldaſchen und exekutirte einen „Strauß“. Im Gaſthofe wurde Thee geſchenkt und Langeweile in ungeheuren Porzionen. Die Marqueure hatten es

ſehr eilig, woher es auch kommen mochte, daß die Gäſte ſehr langſam bedient wurden. Mein Fremder, der ſich leider Gottes! meiner abermals erbarmte, bedauerte, daß ich das Leben und Treiben eines Sonntags in Geismar nicht genießen könnte; ich würde dann, meinte er, einen ganz anderen Begriff kriegen. „Sind Sie ſchon in Eilſen geweſen, oder in Rehburg, oder in Driburg, oder in Limmer bei Hannover?“ Und als ich, ſtaunend ob ſeiner Bereiſ'theit, ehrfurchtsvoll verneinte, fuhr er fort: „Auf Ehre, mein Beſter! Unſer Geismar kann ſich mit dieſen allen meſſen, und ich weiß kaum, ob ich Alexisbad oder Wildungen, wiſſen Sie, was der ſelige Hufeland ſo gerühmt hat, drüben im Waldeckiſchen, ja ſelbſt Nenndorf, ob ich dieſe viel höher ſtellen ſoll? Nein, auf Ehre! Sie ſollten einmal einen Sonntag exprès nach Geismar kommen, um ſich das mit anzuſehen.“ Ich verſprach nächſten Winter gewiß einmal ſeinem Rathe zu folgen, worauf er mich mitleidig anſah und, über dieſe entſetzliche Dummheit ordentlich aufgebracht, von dannen ging.

Nun ward ich ruhig und ſuchte mir eine heimliche Stelle in der Allee, dicht an einer großen Linde und vor dem Logirhauſe. Dort hatte ich

das geſammte Publikum von Bad-Geismar vor mir, zum Theil aus bekannten Phyſiognomien beſtehend, Advokaten und Staatsdiener aus der Reſidenz mit ihrer Familie, und, wie ich an den eskortirenden Huſaren-Lieutenants aus Geismar zu erkennen glaubte, einzelne Größen der Heſſiſchen Ariſtokratie. Mir gerade gegenüber ſaß ein blondes, hübſches Mädchen, von der ich eine profeſſionirte Novelle hätte träumen können. Denn in den blauen Augen lag eine reiche Fülle von Genoſſenem und Gewünſchtem, die Figur war lyriſch-biegſam und ſchmiegſam; und um die Lippen ſpielten tauſend halbe Seufzer und heiße Küſſe. Mund und Auge ſind aber die wahren Bronnen und Sonnen der Romantik, und Novellenmacher von Profeſſion ſollten ſo viel wie möglich Badeörter beſuchen, wo die ſchöne Welt in Negligee geht. Hat ſich nicht auch deshalb Herr C. Spindler in Baden-Baden angeſiedelt?

Mich ſtörten in meiner eben aufkeimenden Novellette, die ſchon recht erquicklich im Wachſen ſtand, zwei Paar Beine: dieſelben gehörten zur Hälfte einem Forſtjunker und zur Hälfte wahrſcheinlich einem Beamten vom Landgeſtüte zu Beberbeck. Zwei davon waren ſehr dünn und

machten aus dem grünen Waidjüngling das complette Bild eines Laubfroſches, zwei hingegen waren ſehr ſtark und klirrten mit ungeheuren Spornſtiefeln. Dieſe vier Beine nahten meiner Novellen-Heldin mit vielen Kratzfüßen und tänzelten und ſchwänzelten ſo lange um ſie her, bis aller Geiſt und alle Poeſie aus dem ſüßen Antlitz verſchwunden war. Es gemahnte mich jetzt juſt wie die Ausſicht von Belvedere.

Deshalb ließ ich meine Hiſtorie fahren und wandte mich nach Außen. Es war ein italiſcher Sommerabend, in's Hofgeismariſche überſetzt. Die dunklen Baumwipfel ſtarrten ſchwarz und von leiſem Wehen geſchüttelt in den bleichen Himmel hinauf, um die Quelle flogen halblaute Geſpräche der luſtwandelnden Menſchen, und ich hörte, wie eine Dame im Vorübergehen zu ihrer Begleiterin ſagte: „Du, was meinſt Du, wenn der Lieutenant vom letzten Ball hier wäre und uns das herrliche Gedicht von ſich noch einmal vordeklamirte?"

Glücklicher Lieutenant!

Wie lange ich noch geſeſſen, weiß ich nicht. Mir waren in der kurzen Ruhe und Einſamkeit

des einen Tages alle Quellen des inneren Lebens wieder aufgegangen und aus allen stürzten Erinnerungen, Wünsche, Gedanken, Bilder, Reime heraus und überschwemmten mir das beklommene Herz. Ich fühlte mich allein und doch nicht allein. Alle Grimassen von Liebe und von Herz und von Geist, mit denen sich die nackte, gesellige Armuth flitternd umhängt, standen mir fern; aus den Winkeln meiner Seele erhoben sich, wie aus den Nischen einer ausgeräumten Gruft, lauter theure Gestalten, für die mein Herz geschlagen. Aber eine stand hoch und hell über ihnen, wie der Mond über den Sternen, der durch die Geismarischen Linden tröstlich zu mir herabsah, und die eine hatt' ich heute verlassen können, und sie war aufgestanden und schlafen gegangen, und hatte einen ganzen Tag lang geathmet, ohne daß ich sie gesehen.

Hinter mir im Logirhause kamen Guitarren-Akkorde aus einem weiß verhangenen, hellen Fensterlein herabgeschwommen, das mich an eines in Kassel erinnerte. Und eine weibliche Stimme sehnte sich, unter vielen falschen Noten und Griffen nach Sevilla.

„Ja", rief ich, „nach Seville, nach Sevilla!" Und überſetzte mir Sevilla in's Kurheſſiſche und war in wenig Stunden in Kaſſel. Aber, als ich am rechten Hauſe vorbeifuhr, war das rechte Fenſter längſt dunkel und verhangen!

# IV.

## Eine Mitternacht in Lippe-Detmold.

---

Ich weiß nicht, ob es Dir ſchon begegnet iſt, lieber Leſer! daß Du bei einer Kälte von beiläufig acht bis zehn Graden eine mehrtägige Fahrt auf einem Thurn- und Taxis'ſchen Eilwagen gemacht haſt, um zu irgend einem geliebten und heiß erſehnten Ziele zu kommen. Mir ging es einſt ſo. Es war um die zweite Reiſenacht und erſt mit Tagesanbruch durfte ich hoffen, gründlich zu erwarmen, mehr an einem Herzen, als hinter dem Ofen; denn der letztere konnte mit ſeiner künſtlichen Sonne meine erſtarrten Gliedmaßen nicht mehr aufthauen, — ſo gänzlich war ich, trotz aller angewandten Vorſicht, von Papier in den Schuhen

und einem doppelten Mantel, durchfroren. Ich ſaß allein im Wagen, allein mit einer unnennbaren Ungeduld, die mir am Ende über den Kopf wuchs, und obgleich der Thermometer meines Herzens längſt den Siedepunkt erſtiegen hatte, ſo fürchtete ich doch allen Ernſtes, daß, wenn der wirkliche noch um ein Paar Linien fiele, ich am andern Morgen als eine „theure Leiche" aus dem Eilwagen würde gehoben werden müſſen. Denke Dir, freundliche Leſerin! meine Lage recht lebhaft und rücke Deinem Kamin um einen Schritt näher!

In der Nacht hielt der Wagen einmal an unbekanntem Orte. Die Fenſter waren natürlich beide dicht mit Eis und Schnee bedeckt, und ich machte, in ſtumpfer Gleichgiltigkeit hindämmernd, nicht einmal einen Verſuch, zu öffnen. „Wo ſind wir denn?" rief ich in's Cabriolet hinaus, durch jenes trauliche Guckloch im Rückſitz des Wagens, das unter andern Umſtänden ſehr geniren kann, nämlich wenn man drinnen nicht allein iſt und doch, gegen draußen, gern solus cum sola ſein möchte. „In Meinberg", antwortete der Conducteur, „Sie kriegen hier Reiſegeſellſchaft!" Ich legte mich wieder ſchauernd in meine Ecke.

Oeffnet sich die Thür' und ein schwarzer, plumper Körper fällt recta auf mich. Es war stockdunkel. Ich rief unter einem leisen Zähneknirschen nach Licht; der Körper hatte mich just auf mein schlimmstes Hühnerauge getreten. Bei meinem Hülferuf taumelte er auf und entschuldigte sich. „Ich dachte, Sie wären mein Nachtsack gewesen", sagte eine grobe Stimme. „Den hatte ich dem Conducteur schon gegeben, um ihn in die Chaise zu werfen, und als ich so hinfühlte" — Mittlerweile kam Licht, Nachtsack und Conducteur. Wir richteten uns ein und der Wagen fuhr ab. Aber sonderbar, dacht' ich, daß unter allen vier Ecken im Wagen der neue Passagier gerade auf Deine fallen mußte. Ich ärgerte mich.

Mein Mann leitete gleich ein nächtliches Gespräch ein, erzählte mir, er sei hier aus dem Orte, was ich zudem seinem lippischen Dialekte längst angehört hatte, und bedauerte, daß er blos bis Detmold das Vergnügen haben könnte. — „Ich fahre man mit bis auf die nächste Station, bis in die Hauptstadt. Es ist recht Schade!" Das Menschenkind kam eben hinter dem warmen Ofen heraus und wollte nur etwas über eine Stunde im Postwagen bleiben, es hatte daher gut von

„Schade" ſprechen. Uebrigens ſagte er nicht, wie andere Chriſten, Schade in einem Athem, ſondern als Lippe-Detmolder Ureinwohner „S-chade". Das S und das Ch zerriß er ſehr vorſichtig ebenſo wie das S und X. Man muß dieſes Wälſch gehört haben, worin jeder Vokal wie ein olla potrida von den fünf deutſchen Selbſtlautern klingt und die Conſonanten alle einzeln aufmarſchiren; ein zartfühlendes Gemüth kann Zahnweh von einer ſolchen Converſation bekommen, wenn es auch bloß zuhört, wie ich.

Allein der Mann von Meinberg ließ ſich nicht irre machen. Er fing auch an zu rauchen, was ich im Poſtwagen eben ſo lieb habe, als im Leſe-Muſeum zu Kaſſel. Mein Huſten half nichts. Der dunkle Körper mir gegenüber ſtieß Wolken über Wolken aus, und lieferte zuweilen mit ſeinem Pfeifenkopf einen Proſpectus des feuerſpeienden Berges aus dem letzten Akte der „Stummen".

Meinberg's Tugenden hatte mir der dunkle Körper ſchon ſämmtlich angeprieſen, während ich in hartnäckigem Schweigen ihm zuhuſtete. Meinberg iſt nämlich (falls einer meiner vielleben Leſer in der Geographie ſo beiſpiellos verwahrloſt ſein ſollte, um Meinberg nicht zu kennen) Meinberg iſt „Bad

und Geſundbrunnen" im Fürſtenthum Lippe-Detmold, liegt zwiſchen Schieden und „der Hauptſtadt" und hat mit Wiesbaden, außer vielen andern Aehnlichkeiten, auch die, daß ich beide immer nur bei Nacht geſehen habe. Wer dabei am meiſten verloren hat, Wiesbaden, Meinberg oder ich, mögen Sachverſtändige entſcheiden!

Nach einer tüchtigen Stunde glaubte ich mich hinlänglich eingeräuchert, um mich den Wirkungen der atmoſphäriſchen Luft ausſetzen zu können. Mit Hülfe des dunklen Körpers riß ich ein Fenſter auf und blickte hinaus, frei zu athmen.

Nacht, Mondlicht, blitzender Schnee, ein fremder Wald — mir war's, als erwachte ich mitten in einer Reiſe-Novelle von Heinrich Laube, und der Wagen glitt ächzend über den tiefverſchneiten Weg, kein Waſſer brauſte, kein Baum ſchüttelte ſich, die Sterne funkelten hochroth und der Athem der Pferde zog dampfend zu beiden Seiten des Weges hin. Ich hätte was drum gegeben, wenn der Poſtillon in dem Augenblick einmal geblaſen hätte.

Denn in meinem Herzen klang es auf, wie ein Frühlingslied, trotz der kalten Nacht, und von innen heraus pulſirte eine behagliche Wärme durch

alle Adern, wenn ich ſo an den andern Morgen dachte und an jenes Thor, dem mich jeder Ruck der ſchnaubenden Gäule näher brachte.

Der Reiſegefährte warnte mich vor Erkältung. Aber ich fragte ihn, ſtatt der Antwort, verſenkt in den Anblick des winterlichen Nachtſtückes aus Lippe-Detmold: ob's im Lande Lippe-Detmold außer Ferdinand Freiligrath, noch einen Dichter gäbe oder gegeben hätte?

„Ein Dichter?" Er beſann ſich. „Den Freiligrath habe ich recht gut gekannt. Ich habe einen Bruder, mit dem iſt er in die Schule (ſprich S-ch-ule) gegangen. Das war ein Tauſend-Schwerenöther, durch und durch!"

„Durch und durch" war nämlich ein Stichwort vom Meinberger. Wenn er ſeinen Fürſten Leopold gerühmt hatte, ſchloß er allemal: „Ein kreuzbraver Kerl, durch und durch!" Oder von Detmold: „Eine ganze nette Stadt, durch und durch!" Oder von dem Wetter: „Eine hölländiſche Kälte, durch und durch!"

Von Freiligrath wußte er noch gar Manches zu erzählen. Der und ſein Bruder waren, wie bemeldet, zuſammen in die Schule gegangen und hatten da ſchon ſo Verſe gemacht, wovon er

noch ein ganzes Buch voll hatte. „Der Freiligrath hatte immer einen ganzen offenen Kopf (nicht „ganz offenen"), allein sein Vater gab nichts auf das Verſemachen und beredete ihn, er möchte man nach Amſterdam gehen, da wohnte ein reicher Vetter von ihnen, der könnte 'mal 'was aus ihm machen. Nu, mein Musje Ferdinand ging hin, der Vetter ſtarb und jetzt iſt Ferdinand wieder in Soeſt in ſeinem Vater ſeinem Laden; allein das Verſemachen kann er immer noch nicht laſſen!"

Armer Sänger! Hier, in der Abgeſchiedenheit der lippe'ſchen Haide, im Schooße dieſer Berge, über die ſelten ein Ton oder ein Strahl von draußen dringt, verträumteſt Du Deine Jugend — unter Pfefferdüten und Gewichtſteinen! Hier ſammelteſt Du die Bilder zu jener großartigen Wüſte, worin Deine gigantiſche Phantaſie ihre wahre Heimath geſucht hat! Ach, ſprecht mir doch nicht ewig davon, daß ein Poet Anregung haben müſſe, Stoffe von draußen, ein bewegtes vielgeſtaltiges, reiches Leben! Dort hinter den Lipper Bergen, wo man den Victor Hugo kaum dem Namen nach kennt, entſtand ein Geiſt, der dem ſeinen ſchier eben ſo nahe verwandt iſt, als der Geiſt von

Hermann dem Cherusker, der hier seine Römerschlacht schlug —

Aber meine Parallele kam nicht zu Ende. Ich dachte an die „Hermannsschlacht". — Wie hatte ich dich vergessen können, genialer, unseliger Grabbe, — du auch ein Sohn jener dunkeln und winzigen Stadt, deren erste Häuser mir eben im Dämmerlichte des Mondes entgegenkamen.

„Mein Herr! haben Sie Grabbe gekannt?" fragte ich hastig mein Gegenüber. — „Grabbe?!" wiederholte dasselbe in seinem Dialekte, „ach! Sie meinen gewiß den Auditeur Grabbe, dem sein Vater Gefangenwärter in Detmold gewesen ist?" — —

Süße, heilige Natur! Ich hätte dem „Lippe-Detmolder durch und durch" im Dunkeln um den Hals fallen mögen, daß er sich auf einen, in ganz Deutschland gefeierten Namen erst dann besann, als er ihn an den seiner Familie und an eine bürgerliche Existenz anbinden konnte.

„Hören Sie, das war Ihnen ein eigenes Ding mit dem Grabbe. Zuletzt wollt' er kein Mensch mehr 'was mit zu thun haben, nicht einmal seine eigene Frau nicht."

Ich drängte nach Erörterungen und bedauerte jetzt im Stillen, daß wir kaum noch eine Viertelstunde zu fahren haben würden, bis der Posthof zu Detmold unserer Bekanntschaft ein Ziel setzen mußte.

„Wenn Sie sich Grabben denken wollten", sagte mein Mann, „so denken Sie sich ein rechtes Genie, so ein Genie durch und durch. Er trank gern einen, und auf die letzt' weiter nichts wie puren Rum; den Morgen lag er lang im Bette und schrieb auf lauter kleine Zetteln, aber was, das weiß ich nicht."

Mir war es weniger um solche Schilderungen zu thun, als um einen Blick in die Stellung Grabbe's zu seinen Landsleuten. Allein hierin wußte mein Meinberger mir keine genügende Auskunft zu geben. Mit seinem Amte sei es nicht zum Besten gewesen, hieß es, und wenn er nicht freiwillig abgedankt hätte, würde ihn der Fürst am Ende, trotz aller Gutmüthigkeit, haben absetzen müssen. Mein Reisegefährte erzählte mir als Anekdote, die er selbst erlebt haben wollte, daß ihm der Auditeur Grabbe einen Militaireid, den er bei ihm zu schwören gehabt hätte, in Unterhosen abgenommen habe. „Er stand hinter seinem

Tiſche und rieb ſich in Einem weg die Augen", berichtete er, „und daß ich mich nicht an ſeine Unterhoſen kehren ſollte, ſetzte er ſich hernach auf die Knie, daß man unten nichts mehr von ihm ſah. Als ich nun abgeſchworen, gab er mir die Hand und ſagte, es ſei eigentlich ſo ſeine Gewohnheit, daß er Jedem, der bei ihm geſchworen hätte, auch ein Glas zu trinken gäbe, aber er hätte juſt nichts im Hauſe. Ich war aber man froh, daß ich'r umhin kam."

Wie Grabbe von Düſſeldorf zurückgekommen ſei, meinte mein Reiſegefährte, wär's vorbei mit ihm geweſen. Er hätte ſich nirgends mehr ſehen laſſen können, ſei täglich mehr 'runter gekommen und habe ſich mit „Willen" ruinirt. „Seine Frau wollte ihn nicht wieder bei ſich aufnehmen, da wohnte er in einem Wirthshauſe, und erſt wie's bald Matthäi am letzten war, zog er wieder in ſein Logis."

Ich erkundigte mich nach der Frau, die einen todtgehetzten Dichter, der zufällig auch ihr Gatte war, von der Schwelle weiſen konnte. Sie war die Tochter eines Beamten in Detmold, welcher, wie mein Reiſegefährte nicht ohne tiefen Reſpect erzählte, ein Buch über die berühmten Exter-Steine

bei Horn geſchrieben hatte. „Gott, das war Ihnen eine Ehe!!“ ſeufzte der Mann von Meinberg, und lieferte Details, die mir in der Feder ſtecken bleiben.

Mittlerweile fuhren wir in Detmold ein. Eine ſtille, ſchnee- und mondbeſchienene Stadt mit zierlichen Häuslein; auf der Straße ging eine Patrouille, und vor dem fürſtlichen Schloſſe (vielleicht iſt's auch die Hauptwache geweſen!) waren Kanonen aufgefahren. Menſchen hab' ich nicht geſehen, weil's gerade zwölf Uhr ſchlug, als wir in den ſehr verſteckten, einer Hauptſtadt höchſt unwürdigen Poſthof lenkten. Bei unſerem Eintritt in die Paſſagierſtube raunte mir der Mann von Meinberg in's Ohr: „Hier in der Stube hat Grabbe auch manchen fidelen Tag gehabt. Der alte Herr Poſtmeiſter iſt ſo einer von den wenigen Kumpanen, die es noch mit ihm hielten; jetzt ſchläft er da drin in der Kammer.“

Ich ſah mich mit einem eigenthümlichen Gefühl in dem Zimmer um. Nicht, als ob ich mit Grabbe oder ſeinem Andenken Reliquiendienſt hätte treiben wollen; allein unter allen neuen Dichtern iſt gerade er ſo reich begabt, ſo unmittelbar und nothwendig zum „Genie durch und durch“ prä-

deſtinirt, daß mir die Stätte allerdings merkwürdig wurde, wo er vielleicht manche dunkle Stunde geträumt hatte, während die Lippe-Detmolder ihm nachſagten, er habe fidele Tage bei ihnen.

„Hier in dieſem Lehnſtuhl ſaß er in der letzten Zeit noch einmal, daß ich dabei war, ganz in der dunkeln Ecke am Ofen; wir Andern hatten uns dort um den Tiſch geſetzt und tranken unſer Gläschen Punſch in Ruhe. Und wie ihm der Doctor S—g zurief, er möchte doch herauskommen und ſich bei uns ſetzen, glupte er uns aus ſeinen wüſten Augen, die ihm ſo recht tief im Kopfe drin lagen, an und brummte: „Laßt mich hier, ich bin für euch zu ſchlecht angezogen!“

Mich fror. Ich ſetzte mich gedankenvoll in den großen, ledernen Armſeſſel und dachte mich in die Seele deſſen tief hinein, der ſich hier vor den Menſchen, wenn's auch nur Lippe-Detmolder waren, lichtſcheu verkroch. Ich konnte mir den Gang ſeines Lebens klar und deutlich nachzeichnen, wie er, in nothwendigem Widerſtreit mit Allem, was ihn umgab, ſich ſelbſt gewaltſam herabſtimmte, und den Leuten um ihn, welche ſeinen Gott doch nicht begreifen konnten, gefliſſentlich den rohen, thieriſchen Menſchen herauskehrte. Daher mochte

es kommen, daß der Mann von Meinberg ihm nachſagte, es ſei ihm zuletzt kein anſtändig' Wort mehr aus dem Munde gekommen. Auf die Frage, ob man denn ſeine Trauerſpiele in Lippe-Detmold nicht leſe und bei ſeinen Lebzeiten ſich nie darum bekümmert habe, erwiderte Jener ganz naiv, ſie hätten ſich Alle des Todes verwundert, wie draußen ſo ein Weſen davon gemacht worden wäre, was ſie gar nicht geglaubt hätten. Grabbe ſtand alſo zu den Gebildeten ſeiner Vaterſtadt, zum „Hoftheater in Lippe-Detmold" in gar keiner Beziehung; ſeine bürgerliche Exiſtenz war eine wüſte, zerfahrene, verirrte, und ich mußte im Herzen dem Mann von Meinberg Recht geben, als er es für ein Glück erklärte, daß Grabbe ſich ſo frühzeitig zu Grunde gerichtet hatte.

„Wiſſen Sie, wo er begraben iſt?" fragte ich, während mein Reiſegefährte ſeine Sachen zuſammenpackte, um ſeiner Wege zu gehen. „Gott, nein", war die Antwort, „darnach habe ich eben noch nicht einmal gefragt." Ich verwunderte mich, daß man ihm noch nicht einmal ein Denkmal geſetzt habe, ohne zu erwägen, daß man auch für dieſe unbewußte Ironie in Lippe-Detmold zu unſchuldig iſt. Der Mann von Meinberg gerieth

aber bei dem Worte „Denkmal“ in Feuer und Flammen, weil es ihn auf das Monument brachte, das man Hermann dem Cherusker im Teutoburger Walde errichten wird.

„Donnerwetter, Herr!“ schrie er und trat im Eifer seinen Nachtsack mit Füßen, „das gibt ein Werk! Ein Werk durch und durch!!“ — Aber der Postillon draußen schnitt ihm mit seinem Rufe, der mir gelten sollte, das Wort im Munde ab; ich erhob mich aus dem historischen Lehnsessel, gab dem Manne von Meinberg die Hand und stieg wieder in den Postwagen, um noch an Grabbe und Freiligrath, die Dioskuren von Lippe-Detmold, zu denken, bis mir ein besserer Gedanke in den Armen lag.

Nicht lange darauf trat ich, aus selbigem Postwagen, wieder allein, aber bei noch stärkerer Kälte, weil an meinem Herzen auch Eiszapfen hingen — von gefrorenen Abschiedsthränen — abermals in die Passagierstube zu Detmold. Sie war ganz leer, die Decke weiß angestrichen, der Boden abgehobelt, der Lehnstuhl unsichtbar geworden und die Luft mit leisem Wachholderbeeren-Duft getränkt. Die Kammerthür, wohinter der Herr Postmeister,

Grabbe's Kumpan, vor vierzehn Tagen ſchlief, ſtand weit auf. —

„Der Herr Poſtdirector", ſagte der Hausknecht, „ſind vor acht Tagen geſtorben."

# Erinnerungen

## aus Alt-Hannover.

# I.

## Die Kunst-Ausstellung.

Im Monat Hornung wird es Jahresfrist, daß sonst in der Residenzstadt Hannover die Kunstausstellung anzugehen pflegte. Der 24. Februar — dem Herzen jedes Hannoveraners ein unvergeßlicher Tag! — läutete jedes Mal das große Bilderfest ein. Das ist nämlich der Geburtstag des Herzogs von Cambridge.

Ich erinnere mich mit Vergnügen an manche helle und liebe Stunde, die ich um jene Zeit in den Sälen „des alten Schlosses" zugebracht habe. Im alten Schlosse war nämlich das Lokal des Kunstvereins, einige hohe und räumige Zimmer, die einen Fern-Blick auf die Ebene nach dem

Deistergebirge hin öffneten. In diesen Zimmern sammelte sich zur Zeit der Kunstausstellung, außer Gemälden aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes, auch eine große Menge lebendiger Bilder, und ich muß, leider! eingestehen, daß viele von diesen das Interesse an den ersteren gänzlich bei mir zurückdrängten. Für mich liegt ein eigener Reiz in einem Genrestück, das sich breit und lebendig vor mir hinpflanzt, und dergleichen bot die Kunstausstellung in reichem Maaße.

Man stieg die doppelte Wendeltreppe zum alten Schloß gewöhnlich in der besten Gesellschaft hinan. Von glänzenden Equipagen und dienstfertigen Lakaien ward es um die Mittagsstunde unten an dem versteckten und dürftigen Eingange niemals leer. Oben an der Thür zeigte man gewissenhaft seine Abonnements-Karte, die, von der sinnigen Erfindungs-Gabe des Sekretairs des Kunstvereins, Hrn. Hausmann, mit den Emblemen sämmtlicher Künste reich dekorirt und eingefaßt war. Mittelst dieser Karte erschlossen sich denn die Pforten zu den „Hallen der Kunst". Anders hieß das alte Schloß um die Zeit in Harrys „Posaune" nicht.

Im erſten Zimmer hing in der Regel der „Ausſchuß", weil es das dunkelſte von allen iſt. Kunſtkenner nannten es deshalb nur die Hölle und gingen, mit einem hohnlächelnden Blicke durch die Lorgnette, raſch in die übrigen Säle. Dagegen hab' ich mit ſtillem Vergnügen oft bemerkt, wie dies dunkle Zimmer, dieſe Hölle, von Dilettanten und Dilettantinnen weit höher geſchätzt, und ſtatt zu künſtleriſchem Genuſſe, lieber für natürliche Neigungen benutzt wurde. Unter einem gleichgültigen Vorwande, als ſuche man eine Nummer des Katalogs, kam man in das Zimmer zurück, fand, was oder wen man ſuchte, und amüſirte ſich vortrefflich, wenn's auch gerade nicht immer an hübſchen Figuren auf der Leinwand war. Die Stille und Leere, welche in der verwandelten „Hölle" gewöhnlich vorwaltete, leiſtete ſolchen Zwecken Vorſchub, und nur die Nähe des Eingangs, durch den mit jedem Augenblick unwillkommene Störungen hereintreten konnten, ließ Einzelnes zu wünſchen übrig.

Von dem glänzenden Zirkel, der zur fashionable hour in den nächſten Zimmern verſammelt war, läßt ſich ſchwer ein Bild oder ein Begriff geben. Denkt Euch alle Nüancen, in denen der Regen-

bogen und die Seide ſpielen können, fügt als dunklen Hintergrund civiliſirte Winterröcke und als hochrothe Staffage die Uniform des hier immer aktiven Militairs hinzu, und Ihr habt wenigſtens von den Farben einen kleinen Eindruck. Aber vergeblich würd' es ſein, wenn ich die maleriſchen Attitüden Euch darſtellen wollte, worin vor den Bildern gerichtet, geſeufzt, geſchüttelt, gelacht, geſchmunzelt, gegähnt wurde. Vergeblich würd' ich aus dem dumpfen Geräuſch, worin die bunteſte Converſation beſtändig hin- und herflog, Einzelnes belauſchen oder erkennen wollen, es ſeien denn halbe Ausrufungen der Verwunderung und der Langenweile, der Kunde und der Unkunde, des forcirten und natürlichen Humors. Es wehte in den Zimmern eine eigenthümliche Atmoſphäre, gemiſcht aus dem ſtarken Duft der Oelbilder und aus hundert künſtlichen Parfüms der feinen Welt, die Fenſter mußten der Gemälde wegen verſchloſſen bleiben, und hielten dieſes auf die Dauer beläſtigende Kunſtausſtellungs-Gas hübſch zuſammen. Dazu ſchwirrten von allen Ecken und Enden menſchliche Stimmen, hier in Deutſcher, dort in Franzöſiſcher, ſehr häufig in Engliſcher Zunge, und wer einiger Maßen einen Blick für fremde

Physiognomieen hat, konnte leicht aus der Versammlung die markirten Gestalten der Original-Insulaner herausfinden, mit denen jeder Salon, jede Straße, jeder Laden in Hannover staffirt ist, — vielleicht außerdem noch manche andere Stelle in der großen Residenz, wo man sie am wenigsten suchen möchte!

Diese Engländer geben durch Sprache und Sitte der Hannoverschen Gesellschaft eine ganz eigenthümliche, einer Deutschen Stadt fremde Färbung. Man schmeckt den Englischen Ton im Kleinsten durch, selbst im Preis-Courant, obwohl dies natürlich lange nicht das Kleinste in der Stadt Hannover ist. Daß aber die zum Sprichwort gewordene „Steifheit" von den Engländern abzuleiten wäre, ist durchaus falsch und unbegründet. Mache man den armen Hannoveranern ihre eig'nen Landesproducte doch ja nicht streitig!

Gegen zwölf Uhr entstand in den Sälen der Kunstausstellung gewöhnlich eine lebhaftere Bewegung, die mir jedes Mal ankündigte, daß die herzogliche Familie angekommen sei. Die erschien gewöhnlich um diese Zeit, oft zusammen, zuweilen auch wohl Herzogin Auguste von Cambridge allein, ganz jene hohe, fürstlich-geborne Gestalt,

wie ſie Reichmann in ſeinem vortrefflichen Portrait, Lebensgröße, dargeſtellt hat. Ich habe nie ſchönere Augenbraunen geſehen, als die der Vizekönigin von Hannover, wenn man das ächt Königliche als Maaßſtab des Schönen gelten laſſen will. Die ganze Erſcheinung machte einen impoſanten Eindruck, der aber durch den unendlichen Liebreiz der Geſichtszüge beim Reden gemildert wurde. Einmal beſinne ich mich, die Herzogin mit ihrem Töchterlein in der Kunſtausſtellung flüſtern geſehen zu haben, und mir wird der milde, mütterlich lächelnde Ausdruck ihres ſonſt eher ſtrengen, als ſanften Antlitzes unvergeßlich ſein. Ihr Gemahl, Frederic Adolf, „unſer Herzog“, wie ihn jedes Kind in Hannover nannte, bewegte ſich ganz mit jener leichten, bequemen Art, die überall Liebe vorausſetzt, weil ſie überall Liebe mitbringt. In der That, man konnte das wohlwollende Lächeln dieſes Mundes, dieſe wahrhaft ehrwürdige Stirn, um die nur noch zur Seite die weißen Haare floſſen, kaum ohne eine kindliche Rührung anſehen. Nie habe ich bemerkt, daß er, ſelbſt auf Fremde, einen andern Eindruck gemacht hätte. So ging er über die Leineſtraße zu Hannover und nickte jedem grüßenden Jungen freundlich

zu, ſo ſaß er im einfachen Jagdkleide zu Pferde, ſo trat er Abends im Theater vertraulich nickend an die Brüſtung ſeiner beſcheidenen Loge; ſo war er immer und ſo erſchien er immer. Deshalb nannten ſie ihn auch alle „unſern Herzog“ und ſprachen vom „Herzogs-Haus“, nicht vom Schloſſe oder vom Palais, wenn ſie ſein Reſidenz-Gebäude bezeichnen wollten. Seitdem, hör' ich, iſt die große, gaſtlich offene Pforte zu dieſem „Herzogs-Hauſe“ zugemauert worden!

Von den Notabeln der Hannoverſchen höchſten Geſellſchaft bemerkte man in der Kunſtausſtellung alle Morgen die geiſtreiche Frau von Schulte, die Schöpferin jener ſtillen und ſüßen Gartenseinſamkeit, die ſie „Bella Viſta“ getauft hat. Um ſie ſammelte ſich, wie um eine pythiſche Prieſterin, Alles, was auf Geſchmack Anſpruch machte und ihr Urtheil zu würdigen wußte. Auch die andern Größen und Sterne des Hannover'ſchen Hofes fehlten nicht, die Platen, die Wangenheim, die Alten, die Mallorti, und wie ſie alle heißen, ſtarrend von Orden, in reichſter Uniform und umgeben von allem Glanze, der ihren Ahnen gebührte.

Ach, wir kamen uns, dieſen gegenüber, recht klein und demüthig vor, wenn wir in unſere ſtille Fenſterniſche gedrückt, hinaus und hineinblickten auf Kunſt und Natur. Wir — nämlich Detmold und ich, derſelbe kleine und plötzlich ſo groß gewordene Detmold, der das vortreffliche Büchlein bei Hahn hat drucken laſſen: „Anleitung, binnen drei Stunden ein Kunſtkenner zu werden", und der bis zum vorigen Jahre „Kunſtblätter für die Hannoverſche Ausſtellung" herausgab, wie ſie keine andere in Deutſchland aufzuweiſen hat. Wir begegneten uns jeden Morgen in der Kunſtausſtellung, und wenn er auch ſeit ſeinem Buche als eine öffentliche Autorität von einer Hälfte der Geſellſchaft eben ſo eifrig aufgeſucht wurde, als von der andern geflohen, während ich in glücklicher Dunkelheit, wie in einem Fauſts-Mantel, mitten unter ihnen ſtehen konnte, ohne bemerkt zu werden: ſo fanden wir doch immer eine ruhige Minute, worin wir mit einander austauſchen konnten. Oſterwald, derſelbe Künſtler, von deſſen Hand die Copien im Kunſtblatte geliefert wurden, bildete gewöhnlich in unſerm Bunde den Dritten.

Was Detmold als Kunſtrichter und Kunſtkenner war, beweiſen ſeine Artikel; aber von der

Originalität ſeines Weſens, von ſeinem bizarren Humor à la Pope, von dem ewig ſprudelnden und ewig treffenden Witz ſeiner Unterhaltung können nur die zeugen, die in kleineren Kreiſen zu Zeiten um ihn waren. Detmold hatte in Hannover auch eine ſtarke Klique gegen ſich, die ihn der Parteilichkeit, des bösartigen und übelwollenden Ironismus anklagte, allein die ächten und tüchtigen Künſtler in Hannover, die Reichmann, Laves, Wandel, Jacobs, Andreä und Andere, laſſen gewiß ſeinem Gedächtniſſe alle Gerechtigkeit widerfahren, mit der ſie ihn, den Anweſenden, anerkannt haben. Und darum iſt die andere Klique, wenn auch eine ſtarke, dennoch eine ſehr ſchwache!

Im Saale der Kunſtausſtellung mußte man Detmold ſehen; das war ſein Feld und ſeine Sphäre. Er ſprach wenig, aber ſeine Worte waren Pfunde und waren Pfeile; er beobachtete nicht aus Profeſſion und mit der Abſicht eines Stadtpoeten, aber wenn er etwas gefunden, wußte er's köſtlich wiederzugeben. „Hören Sie!" ſagte er mir eines Morgens, indem er mich vor eine, im Tone etwas grün gehaltene Landſchaft, ich weiß nicht mehr welches Künſtlers zog, „hören Sie, zu welchem Wunſche könnte Sie das Ding

da begeiſtern?“ Ich verſtand ihn nicht. „Wiſſen Sie, was eben die Frau von *** dabei geſeufzt hat? Gott, hat ſie geſeufzt, die Landſchaft möcht' ich beſitzen, ſie paßt ſo ſchön zu meinen grünen Meubeln.“ So etwas war Detmold eine innige Freude. Er trug es, wie einen Schatz, mit nach Hauſe, in ſein Parterre-Zimmerlein, worin neben einer wahrhaft künſtleriſchen Unordnung doch eine ausgeſuchte Bequemlichkeit zu finden war. Andern Morgens wandelte dann der Fund, in Geſtalt einer bittern Note, ohne alle Anmerkung und Zuthat, in die Druckerei des Kunſtblattes, und am nächſten Mittag ſchrie man in Hannover wieder Zeter über den „boshaften“ Detmold.

# II.

## Literatur-Bild.

Wenn's hernach Frühjahr wurde im Lande Hannover — und wirklich, zuweilen ward's Frühjahr, und mir war's, als sah' ich den goldlockigen, rothwangigen Postillon d'amour auf der weißen Göttinger Chaussee angebraust kommen — dann liebte ich's sehr, allein oder mit einem zufällig Gefundenen die Herrenhäuser Allee hinauszuwandern. Die war nämlich um die solenne Mittagsstunde, besonders an Sonntagen, der Sammelplatz der Hannoverschen Welt. Eine breite, schnurgerade Straße, durch hohe Lindenreihen in drei abgesonderte Gänge für Fußgänger, Equipagen und Reiter geschieden, führt hinaus zu jenen berühmten Gartenanlagen, welche die Hannoveraner

ſo gerne mit Verſailles vergleichen. „Die große Fontaine“ (ſie ſpringt in der Friſt von Pfingſten bis Michaelis an gewiſſen Tagen) „iſt ſtärker als die in St. Cloud; mit fünf Rädern ſteigt ſie 125 Fuß, mit drei Rädern 85 Fuß in die Höhe.“ Das iſt eine ſtatiſtiſche Notiz, die man von jedem Hannoveraner hören kann, und bei der er Einem mit triumphirender Gleichgültigkeit unter die Naſe ſagt: „Sie können ſich keinen Begriff davon machen, wenn Sie's nicht ſelber geſehen haben!“

Ich machte mir dann einen ganz ungeheuern Begriff, bis ich es geſehen. Der ganze Garten, ſammt ſeinen Anlagen aus Taxus und ſeinem Theater mit heimbuchenen Couliſſen, ſammt Grotten, Caskaden und Fontainen, ſammt Standbildern und Antiken von Bronze, kam mir aber deßungeachtet vor, wie eine plattgetretene Wilhelmshöhe. Nichts von dem natürlichen Zauber, den dort die Gegend der Kunſt entgegengetragen hat, nichts von der Einfachheit und wahrhaft erhabenen Poeſie, die dort in allen Schöpfungen vorwaltet! Ich fand einen großen, in ſtreng Franzöſiſchem Style angelegten Garten und ein Schloß, das weit mehr durch ſeine Vergangenheit, als durch die gegenwärtige Schönheit wirkt. Es knüpfen ſich an das

alte Herrenhauſen (Horingehuſen heißt es mit ſeinem Urnamen), ſo gut wie an Montbrillant und an Burg Leuenrode, die jetzt im Banne der Stadt verſunken iſt, eine Menge hiſtoriſcher Denkwürdigkeiten und Erinnerungen.

Nun war's mir aber bei meinen Frühlingsgängen eben ſo wenig um die Vergangenheit, als um die Gegenwart des Herrenhäuſer Schloſſes zu thun. Ich begnügte mich damit, durch das Steinthor dem Gewirr und Gewimmel der durcheinander kreuzenden Straßen zu entrinnen und, umgeben von dem ewig wechſelnden Bilde kommender und gehender Menſchen, die ſchöne breite Lindenallee hinzuſchlendern. Mit großer Dankbarkeit muß ich dabei eines Cicerone gedenken, der nicht unterließ, jedes Mal, daß er meiner in der Allee habhaft werden konnte, meinem Gewiſſen einzuſchärfen, daß dieſe ſelbige Allee, worin wir anitzo luſtwandeln gingen, Anno 1726 durch Anpflanzung von 1335 Linden entſtanden ſei, und in der Länge 6828 Fuß und in der Breite etwa 200 Fuß meſſe. Für das Letztere könne er nicht genau einſtehen, ſagte er, weil bei ſeinen eignen Meßunternehmungen immer 'was dazwiſchen gekommen ſei in der Breite.

Lieber als dieſe lebendige Meßkette, welche ich leider oft genug neben mir klirren hören mußte, war mir das Geleit eines Hannoverſchen Dichters, dem ich auch zum erſten Male in der Herrenhäuſer Allee begegnet bin. In ſeinen Poeſieen heißt er Worosdar, in ſeiner Bürgerlichkeit aber gab er ſich mir als einen Doctor Klenke zu erkennen. Er iſt derſelbe, deſſen Mittheilungen im „Kometen", in der „Mitternacht", im „Phönix", ihm eher die ganze Welt zum Freunde gemacht haben, als die gute Stadt Hannover; in Folge deſſen — ſagt man — hat er ſich auch jetzt nach Braunſchweig gewandt.

Wir fanden uns in der Herrenhäuſer Allee, als es bereits Herbſt geworden war, und die Blätter hier und da kühl und welk von den Bäumen hernieder rieſelten. Worosdar arbeitete damals gerade an einem Aufſatze, worin er die Herrenhäuſer Gartenanlagen techniſch beleuchten, das heißt verdunkeln wollte. Klenke-Worosdar iſt ein ſchlanker, hoher Mann mit ernſten Augen, feſten, faſt bleichen Zügen und einem beneidenswerthen Haar, das er eben ſo ſchön zu bauen und zu ordnen verſteht, als ſeine Gartenanlagen in der Poeſie. Er bedauerte, als wir uns die Hand geſchüttelt

hatten, die Linden, die man alle „gekappt“ hat und deren nackte, klagende Stümpfe traurig in die graue Oktoberluft hineinragten. Ein Wort gab das andere, von den verſchnittenen Linden kamen wir auf die Hannoverſche Dichtkunſt, vom Herbſt auf das Hannoverſche Theater, und als wir am ſelbigen Abend bei Herrn Robby an der Leineſtraße, hinten in dem dunklen, lauſchigen Leſeſtübchen jener weltberühmten Conditorei, ein Glas Punſch zuſammen getrunken hatten, waren wir ſchon über alle Berge der erſten Bekanntſchaft hinaus.

Worosbar eröffnete mir, der ich noch nicht lange in Hannover angekommen war, eine lächelnde Perſpective auf die literariſchen Zuſtände in jener Stadt. „Unſere Poſaune kennen Sie“, ſagte er, „denn ich habe geſehen, daß Sie ſelbſt dafür thätig geweſen ſind.“ Ich ſeufzte und nahm einen wehmüthigen Zug aus meinem Glaſe. „Ueber Herrn Georg Harrys und Herrn Herrmann Harrys junior“ (fuhr er fort) „darf ich Ihnen alſo nichts mehr ſagen. Allein es giebt außerdem der Originale bei uns noch eine ganze Menge. Ich will nichts von Blumenhagen reden*) (beiläufig geſagt:

*) Jetzt iſt dieſe Schonung doppelt an ihrem Orte!

die Hannoveraner accentuiren alle deſſen Hintertheil, indem ſie nicht Blümenhagen, ſondern Blumenhägen ausſprechen), nicht einmal von Herrn Voigt, der einmal das Unglück gehabt hat, mit ſeinem „Schatzgräber" einen Schatz zu graben, nämlich den Preis einer Novelle bei Brockhaus, und der ſeit dieſem Unglücke meint, er ſei Papſt der neuen hochdeutſchen Poeſie. Aber kennen Sie Haspe?"

Als ich verneinte und mich vergebens auf den Namen beſinnen wollte, entſetzte ſich Worosdar über die Maaßen. „Sie kennen Haspe nicht?" rief er aus, „den Verfaſſer des Ideals, Erfinder einer Lebendig-Begrabenen-Rettungs-Maſchine, Dichter unendlicher Trauerſpiele, die nirgends aufgeführt werden, Doctor der Philoſophie, ſeit ihm einige matte Witzbolde das Diplom zugefertigt haben, den Hannoverſchen Till Eulenſpiegel kennen Sie nicht?" Ich mußte meine Schande eingeſtehen. Worosdar erzählte mir darauf, daß Haspe, eigentlich Uhrmacher ſeines Zeichens, derſelbe ſei, den Heinrich Laube als Klempnermeiſter im zweiten Bande ſeiner Reiſe-Novellen portraitirt habe, die Zielſcheibe alles patriotiſchen Witzes und ein erbarmungswürdiger Idiot, in

deſſen Manie, Dichter zu ſein, die ganze Stadt zu ihrer eigenen Beluſtigung einginge. „Sie verſtehen ja Engliſch", ſetzte er hinzu; „wenn Sie wollen, werde ich Sie morgen als Lord Byron bei ihm einführen." Ich deprezirte allen Ernſtes und wir verſtändigten uns dahin, daß eben durch jenen Herrn Haspe den wenigen Literaten in Hannover ein rechter Schaden geſchehe. Das Ridikül ſeiner Perſönlichkeit fiele, in den Augen aller Halbgebildeten wenigſtens, auf den Stand zurück, dem ſich Herr Haspe einmal anreihte. Man gibt in Hannover ſo nicht viel auf Künſtler, wenn man auch par honneur als Liebhaber der Kunſt zu Zeiten ſich zeigen muß. Da aber weder ein belletriſtiſches Blatt von Bedeutung in Hannover erſcheint, noch auch von den dortigen Buchhandlungen eine Anregung dieſer Art ausgeht, ſo iſt's am Ende kein Wunder, wenn die Wenigen, die ſich productiv fühlen und gern die Intereſſen des Schönen vertreten möchten, aus Mangel an allem Publikum entweder in eine gehäſſige Oppoſition zu demſelben treten, oder in ihren Beſtrebungen einzelne, abgelegene Wege einſchlagen. Es iſt eben in Hannover dieſelbe Miſère mit der ſogenannten ſchönen Literatur, wie in allen Deutſchen Mittel-

städten. Wenig Kraft, gar kein Stoff, wenig Verständniß, durchaus keine Förderung, geringe Zwecke und mittelmäßige Leistungen.

O Gott! wie wir niedergeschlagen wurden — trotz des vortrefflichen Punsches, den uns eine charmante Ladenmamsel verabreichte — als sich vor unseren Augen das dunkle, hoffnungslose Feld aufthat, dem wir unsere junge Kraft und unsern besten Willen gelobt hatten! Mir fielen die Schwingen wie geknickt hernieder, und Klenke-Wordsdar, der mit dem Elemente, in dem er leben mußte, durch Gewohnheit schon nothdürftig ausgesöhnt war, hatte seine Mühe, um die Sprungkraft und Elastizität meiner Seele wieder aufzurichten. Nun verdachte ich's Herrn Blumenhagen (dessen Poesie übrigens von einem Beinbruche datirt, der ihn lange auf dem Krankenlager festhielt und zur Zerstreuung an solche Beschäftigungen hinwies), zwar nicht mehr, daß er sich in allen Deutschen Almanachen angekauft hat und sein Privilegium auf die poetischen Bierbrauer aus der Lüneburger Haide wacker benutzt. In Hannover kann man eben nichts anders thun, wenn man den Sisyphus-Stein der Klage nicht tagtäglich wälzen mag, als sich von allem Nahen

emanzipiren, alle Wechselwirkung mit dem Publikum aufgeben, und eben so wenig von ihm Anregung und Förderung oder gar persönliches Anerkennen erwarten, als auf dasselbe anregend und fördernd influiren wollen.“

„Glauben Sie mir“, sagte Klenke, als wir beim Nachhausegehen einen Augenblick unter Herrn Georg Harrys Fenster, in der Kalenberger Straße stehen blieben, „der Mann da droben hat sein Publikum richtig aufgefaßt und weiß es richtig zu behandeln. Seine Posaune bringt nichts, was über dessen Horizont hinausginge, ja nicht einmal etwas, was schlechte Leser und gute Abonnenten choquiren könnte. Eine zahme Novelle, eine hausbackene Theaterkritik, und als stehende Rubrik einen Artikel: „Unsere Wünsche“, worin eben Jedermann — — Sie verstehen mich schon!“

Ach ja! ich verstand ihn nur zu wohl und lernte ihn mit jedem Tage besser verstehen. Allein mit der Zeit gewann ich der Sache eine heitere Seite ab, und konnte herzlich mitlachen, wenn mir Detmold in einer ausgelassenen Stunde einst zurief: „Unser Parnaß in Hannover ist eben ein Lazareth, worin Jeder sein Gebrechen, äußeres oder inneres, hat.“ Hier ließ er Alle eine ergötz-

ſtädten. Wenig Kraft, gar kein Stoff; wenig Verſtändniß, durchaus keine Förderung, geringe Zwecke und mittelmäßige Leiſtungen.

Gott! wie wir niedergeſchlagen wurden — trotz des vortrefflichen Punſches, den uns eine charmante Ladenmamſel verabreichte — als ſich vor unſeren Augen das dunkle, hoffnungsloſe Feld aufthat, dem wir unſere junge Kraft und unſern beſten Willen gelobt hatten! Mir fielen die Schwingen wie geknickt hernieder, und Klenke-Wornsdar, der mit dem Elemente, in dem er leben mußte, durch Gewohnheit ſchon nothdürftig ausgeſöhnt war, hatte ſeine Mühe, um die Sprungkraft und Elaſtizität meiner Seele wieder aufzurichten. Nun verdachte ich's Herrn Blumenhagen (deſſen Poeſie übrigens von einem Beinbruche datirt, der ihn lange auf dem Krankenlager feſthielt und zur Zerſtreuung an ſolche Beſchäftigungen hinwies), zwar nicht mehr, daß er ſich in allen Deutſchen Almanachen angekauft hat und ſein Privilegium auf die poetiſchen Bierbrauer aus der Lüneburger Haide wacker benutzt. In Hannover kann man eben nichts anders thun, wenn man den Siſyphus-Stein der Klage nicht tagtäglich wälzen mag, als ſich von allem Nahen

emanzipiren, alle Wechselwirkung mit dem Publikum aufgeben, und eben so wenig von ihm Anregung und Förderung oder gar persönliches Anerkennen erwarten, als auf dasselbe anregend und fördernd influiren wollen.“

„Glauben Sie mir“, sagte Klenke, als wir beim Nachhausegehen einen Augenblick unter Herrn Georg Harrys Fenster, in der Kalenberger Straße stehen blieben, „der Mann da droben hat sein Publikum richtig aufgefaßt und weiß es richtig zu behandeln. Seine Posaune bringt nichts, was über dessen Horizont hinausginge, ja nicht einmal etwas, was schlechte Leser und gute Abonnenten choquiren könnte. Eine zahme Novelle, eine hausbackene Theaterkritik, und als stehende Rubrik einen Artikel: „Unsere Wünsche“, worin eben Jedermann — — Sie verstehen mich schon!“

Ach ja! ich verstand ihn nur zu wohl und lernte ihn mit jedem Tage besser verstehen. Allein mit der Zeit gewann ich der Sache eine heitere Seite ab, und konnte herzlich mitlachen, wenn mir Detmold in einer ausgelassenen Stunde einst zurief: „Unser Parnaß in Hannover ist eben ein Lazareth, worin Jeder sein Gebrechen, äußeres oder inneres, hat.“ Hier ließ er Alle eine ergötz-

langsam durchgleitenden Karossen, unaufhörlich auf und nieder, um bei dem feierlichen Glockengeläute und dem Einzug der letzten Gäste gegenwärtig zu sein. Aus den Fenstern der nächst gelegenen Häuser wehten bereits die Fahnen der Studenten ungeduldig und lustig auf die lustwandelnde Menge hernieder; hier das braunschweigische Roß, dort der hessische Löwe, an jener Ecke vom eisernen Balkon das Kreuz der Schweizer, vor allen aber groß und prächtig die Flagge des freien Amerika, mit den zwei und zwanzig Sternen im blauen Felde und dem langen, roth- und weißgestreiften Saume, der die fremden Pflastersteine hochmüthig streifte. Das Völkchen, welches sich morgen um diese Banner sammeln sollte, begnügte sich heute, sie von unten zu betrachten, und, je nach dem es nun freundliche oder feindliche Zeichen waren, zu bewundern und zu bekritteln. Die in ziemlicher Zahl schon versammelten Gäste ergingen sich in dem milden Herbstabend, mit dem die Natur, schöner als die Glocken der Göttinger Bürgerschaft, das große Fest einläutete.

Ich hatte unter diesen Umgebungen keine Erinnerung an eine verklungene Jugend aufzusuchen;

kaum daß hier und da unter den vielen menſchlichen Geſichtern eines gegen mich rannte, das mit einer alten Narbe das Gedächtniß an dieſelbe wieder auffriſchte. Mein akademiſcher Weg führte mich nicht über die, damals noch in Blüthe ſtehende Georgia Auguſta. Daher mocht' es meinetwegen kommen, daß ich mit gleichgültigem Muthe jetzt einſam unter den Haufen umherſteuerte und das ganze Bild für mich wenig mehr Bedeutung erhielt, als etwa die Introduction zu einem Jahrmarkte. Dagegen bemerkte ich mit Vergnügen, wie ſich in der Weender-Straße manche Jugendbekanntſchaft graugewordener Studenten erneuerte, wie der alte Amtmann aus dem runzelvollen Geſichte und dem gebückten Gange eines Ehren-Paſtors die Geſtalt ſeines Stubenburſchen zuſammenſuchte, wie der Vater dem Sohne ſeine „Kneipe" wies, und wo er das erſte Kolleg gehört, und wie es damals doch ganz anders in Göttingen ausgeſehen. „Und in der Welt überhaupt", ſetzte Einer hinzu. Natürlich mußte es viel beſſer geweſen ſein. Der „weißt Du noch?" und der „hier war es" ſchien kein Ende zu ſein, weshalb ich mich zeitig aus dem eintönigen Weſen in die nahgelegene „Krone" retirirte.

Mein Schickſal führte mich in die Gaſtſtube an die Seite zweier Herren, die bei einer halben Flaſche Rothwein ſich auf das Jubiläum vorbereiteten. Ein Jubiläum und ein Schoppen Bürger-Medoc! Allein ihre Unterhaltung war noch klaſſiſcher. Ich hörte nur, wie der Eine dem Andern vorſichtig zuflüſterte: „Und auf dieſe Weiſe haben ſie ihn zuletzt 'rumgekriegt, daß er ein Tory geworden.“ Ich nahm's für ein böſes Omen für das Feſt.

Nach einer Stunde, gerade ſo zugebracht, wie in jedem andern Gaſthauſe jeder andern Stadt auch, trat ich wieder hinaus, und ging, um in die rechte Stimmung zu gerathen, noch einmal durch die Weender-Straße. Dort war es nun wirklich ſchön und lieb. Das Getümmel hatte ſich gerade ſo weit verlaufen und verſchollen, daß nur noch ein maleriſches Leben und Weben bemerkbar blieb. Koſende Paare zogen an mir vorbei; dann und wann kam noch ein Wagen mit Fremden über die kiesbeſtreute Straße gefahren; in allen Häuſern waren ſchon die Lichter angeſteckt, hier und da vielleicht ſogar eins mehr, wie auf den gewöhnlichen Schabbas. Die Fontaine vor dem Rathhauſe, — ein Naturwunder, das mich lebendigſt

an die Tritonen der Abderiten erinnert, die nach Wieland ausſahen, als ob ſie den Schnupfen hätten — ſpielte plätſchernd in den mondklaren Abend hinein, und erhielt einen Theil des übrigens ſehr trockenen Marktplatzes beſtändig in angenehmer, ſumpfartiger Conſtitution. Das Rathhaus mit dem bretternen Illuminations-Gerüſte für morgen, der Jacobithurm, der ſtumpf und ſchroff, in einzelnen Abſätzen wie eine breite, wunderſame Kaktus-Staude in die Höhe kletternd, auf dem bleichen Nachthimmel ſich abſchnitt; im Hintergrunde das Weender-Thor mit dem Thronbogen für Ernſt Auguſt; alles dieſes verſchlang ſich, von dem feinen Nebelſchleier einer deutſchen Herbſtnacht umfangen, in ein ſtilles, begnügliches Nachtſtück, in dem ich aber noch gar keine Ahnung des Jubiläums entdecken konnte. Von Fremden war verhältnißmäßig wenig zu hören; die Einheimiſchen ſchienen traulich zu Hauſe zu ſitzen; es war eben ein Sonnabend, wie er jedwede andere Woche auch hätte beſchließen können.

Doch nein! — Bei meiner Rückkehr in die „Krone" empfing mich ein donnerndes „Gaudeamus igitur", das aus dem Saale im erſten Stocke herabklang. „Endlich", dachte ich, und

ſteige hinauf. Da ſaßen nun freilich Leute in Menge, auch Bekannte genug unter denſelben; eine Rauchwolke, ſo dicht und ſo wohlriechend wie der Hauch einer Dreikaiſerſchlacht, brütete über dem dürftig erhellten Schlachtfelde, wo leere Flaſchen und zerſplitterte Gläſer als Trophäen aufgeſchichtet waren. Alles war ſehr fröhlich, wie nicht anders zu ſagen iſt; es ward geſungen, getrunken, gelacht; Studenten und, nach techniſchem Unterſchiede, Philiſter ſaßen einmüthig durcheinander; matte Toaſte flogen dann und wann auf, wie naßgewordene Raketen — ich weiß nicht, mir gefiel's nicht recht. Ich fragte nach bekannten Namen, die als Gäſte des Jubelfeſtes angekündigt waren, nach Humboldt — „Ja, der kommt hier nicht her"; — nach den Göttinger Profeſſoren — „Ja, die ſind heute noch für ſich"; — nach Thierſch — „Ja, der war heute Mittag hier und brachte einen köſtlichen Toaſt auf das Wohl aller Muſenfreunde"; — nach hübſchen Frauen — „Ja, die haben ſich ſchon zurückgezogen". Da ſaß ich denn unter wildfremden Menſchen, die ſich eben ſo wenig um mich bekümmerten, als ich mich um ſie, und unter ganz bekannten Menſchen, die ich zu Hauſe eben ſo gut haben konnte, als zu

Göttingen auf dem hundertjährigen Jubiläum. Die alten Herren waren auf ihre Weise lustig, für die ganzen letzten dreißig Jahre auf einmal, und ein böser Mensch, der neben mir saß und, leider! auch noch nüchtern war, machte die Bemerkung: es scheine, als ob in den letzten vierzig Jahren doch nicht lauter geistreiche Menschen in Göttingen studiert hätten.

Mit selbigem bösen Menschen machte ich noch einen Gang durch die Stadt, und da es bei Herrn Schönhütte so schön hell und still war, kehrten wir noch einmal ein. Hier fanden wir eine Scene, die der „Krone" ganz entgegengesetzt. In einem sehr geräumigen und hohen Saale, wo für einige hundert Menschen gedeckt war, saßen drei Studenten und aßen Pfannkuchen. Aber sie sprachen nur ganz leise mit einander, als fürchteten sie sich vor dem Wiederhall ihrer eigenen Worte. Wir fragten einen der vielen Kellner, welche uns entgegenstürzten: wann denn hier zu Nacht gespeiset werde? und erhielten die Antwort: „Wenn die Gäste kämen."

„Das war ein Désappointement", sagte der böse Mensch, als wir wieder auf der Straße waren. — „Meinen Sie für uns oder für den

Gaſthalter?“ fragte ich, und wir lachten und ſchüttelten die Köpfe und ſchieden.

---

## Der erſte Tag.

„Bis hierher hat uns Gott gebracht“, bliesen am Sonntags-Morgen die Stadthorniſten vom Kirchthurme herunter, und ein Student, der nach ächter Lazzaroni-Weiſe auf der Hausflur der „Krone“ ſein Bivouac aufgeſchlagen hatte, wiederholte es brummend, indem er ſich verwundert von ſeinem harten Lager erhob. Ein höchſt feierliches Geläute — „in drei Pulſen“, wie das Feſtprogramm beſagte — weckte die Träumenden, und über die Straßen glitten ſchon einzelne Studenten im Feierkleide, mit wallenden Federn auf dem Barett und bunten, künſtlich geſchlungenen Binden. Um 9 Uhr wurden alle Zugänge zur Weender-Straße geſperrt, als Zeichen, daß jetzt das Jubiläum angehe. Man erwartete nur den König, um den Zug von der Bibliothek in die Johanniskirche anzutreten.

Mir ſtand die Wahl frei, mich — als „Fremder von Diſtinction", wie das Feſtprogramm beſagte — dem Zuge „der angeſehenen Gäſte", wie Jedenfalls das Feſtprogramm beſagte, anzuſchließen, oder aus dem Fenſter eines Freundes in der Weender-Straße das Ganze à vol d'oiseau mit anzuſehen. Ich ergriff die letzte Partie, und wartete mit den tauſend Köpfen, die ſich an der ganzen Häuſerreihe der Weender-Straße zu Fenſtern, Dachlucken, Glasläden und Ziegeln herausſtreckten, geduldig auf König Ernſt Auguſt, der von Hannover kommen ſollte, durch die breterne Ehrenpforte am Weender-Thore. Die Bürger waren ihm mit Muſik entgegengezogen, aber ſeine Pferde haben ſie dieſes Mal noch nicht ausgeſpannt.

Es mochte halb 11 Uhr ſein, als ein raſcheres Leben unter der verſammelten Zuſchauermaſſe, Pferdegetrabe und Stimmengebrauſe die Ankunft des Erſehnten verkündigten. Die Kanonen löſten ſich, die Glocken ſchwangen, alle Frauenzimmer griffen nach ihren weißen Taſchentüchern, manche in der Herzensnoth vielleicht auch nach einer Serviette, und ein ſehr einfacher, mit ſechs Rappen beſpannter Wagen brauſte die Weender-Straße herauf, voran ein Reiter in rothem Ueberrocke,

dahinter eine vierspännige Extrapost-Chaise mit dem Gefolge.

In dem Sechsspänner, der nicht zurückgeschlagen war, saß Ernst August, König von Hannover, Prinz von England ꝛc. ꝛc. Mich überrieselte ein eigenes Gefühl bei dem Anblicke des Mannes. Ein schöner, sehr bedeutender Kopf, nur an den Seiten mit dünnen, schneeweißen Haaren leise beschattet, die Stirn ächt englisch, d. h. schroff zurücktretend, eine kühne Nase, worunter der ganz weiße Schnurrbart kriegerisch emporstieg, das Haupt zurückgelehnt, und die halbgeschlossenen Augen aus tiefen Höhlen herausblinzelnd — so sah Ernst August aus. Sein Anzug war eine einfache, blaue Uniform mit rothem Kragen und Aufschlag. Nie ist ein König einfacher zu einem hundertjährigen Jubiläum seiner Landes-Universität gekommen; aber wer einen Blick für Könige hat, sah doch, daß er der König war.

Der Wagen fuhr durch die jubelnde und wedelnde Menge am Hause der Ruprecht'schen Buchhandlung vor, wo der König sein Absteigequartier nahm. Es war ein einstimmiger Freudenruf, womit Hannover den König empfing. Mir gingen allerlei widerliche Erinnerungen und Vergleiche

durch die Seele; der Schauer vor der irdiſchen Majeſtät verrauchte, ich fühlte mich unbehaglich, und war herzlich froh, als die Erſten des Zuges langſamen Schrittes um die Ecke ſchwankten.

Da könnte ich nun, wenn ich Miſtreß Trollope wäre, eine delikate Beſchreibung von den vielen, hübſchen, jungen, kräftigen Männern geben, die im ritterlichen Coſtüme, mit wehenden Fahnen, geſenktem Schwerte, luſtig flatternden Schärpen und wogenden Federhüten einherzogen, hier in blauem, dort in ſchwarzem Sammet, hier in ſchweren Reiterſtiefeln, dort in zierlich ausgeſchlagenen, befranzten Ritterſchuhen. Aber ich habe wenig Sinn für ein Coſtüm, das mich zu viel an Seiltänzerei erinnerte, obgleich die Mehrzahl wieder durch ebenſo reiche, als geſchmackvolle Anzüge imponirte. Zu den ritterlichen Trachten und dem künſtlich gekräuſelten Schnurrbarte ſtanden die Brillen, welche Viele trugen, in komiſchem Contraſte; dagegen zeichneten ſich manche, wahrhaft ſchöne und edle Geſichter unter der Jugend aus, manche kräftige Formen, auf denen wohl das Auge eines ſechszehn-endigen hannoverſchen Fräuleins mit Wohlgefallen ruhen mochte. Die Bremenſer gingen mitten unter den bunten Farben der übrigen

Landsmannſchaften in einfach grünen Mützen, und, wahrlich! aus einem Grunde, der mir ſehr zuſagte. Senatus academicus hatte nämlich bei den erſten Zurüſtungen zum Jubiläum alle Farben verbieten wollen, und hernach, noch willkührlicher, die Anordnung nach beſtimmten Abzeichen jeder Landsmannſchaft geboten; darauf waren die aus dem Herzogthume Bremen ganz ohne Farbe geblieben, und nur ihre Offiziere und ihre Fahnen zeigten Grün-Roth, während der ziemlich zahlreiche Zug der Uebrigen in grünen Mützen, ohne Bänder im Knopfloche, einherging.

Nach den Studierenden kam „Corpus academicum“, wie das Feſtprogramm beſagt. Die Profeſſoren ſahen aus wie Maulwürfe, die unverſehens an's Tageslicht kommen. Der lange Talar und das Sammet-Barett ſchien die alten Herren gewaltſam zu incommodiren. Faſt einen rührenden Eindruck machte Blumenbach auf mich, der am Arme eines Herrn in reicher Uniform ebenfalls in dem Zuge mitwankte, gebeugt von der Laſt ſeines eigenen Jubiläums. Vor dem Fenſter des Königs riß ſich der Natur-Neſtor aber von ſeiner Stütze los, entblößte den wahrhaft ehrwürdigen Scheitel, und verſuchte einige raſche, haſtige Schritte. Ich

ſah noch, wie Ernſt Auguſt mehre Male mit Hand und Haupt zu dem Alten herabwinkte; ſpäter iſt er ſogar perſönlich bei ihm geweſen, wie die Zeitungen meldeten.

Mir kam die Idee, die Lebensjahre der Lehrer der Georgia Auguſta nach flüchtigem Ueberſchlage zuſammen zu addiren, wie ſo einer nach dem andern unter meinem Fenſter hinſchlich. Allein ich ſchwindelte vor der Ausführung. Großer Gott, welche Ausſichten für die Wiſſenſchaft, wenn ihre beſten Stützen alte Namen und morſche Leiber ſind. Was wollt Ihr mit den Auctoritäten, die Ihr an die Stirne Eurer Hochſchulen anſchlagt, mit den Namen Blumenbach, Heeren, Hugo (die zwei letzten fehlten ſogar im Zuge vor Altersſchwäche); und meint Ihr, ſie gäben der Wiſſenſchaft, der ewig lebendigen, ſich fortentwickelnden, eine beſſere Garantie, als jüngere Renommee's, aber auch jüngere Kräfte? Zeigt mir doch in irgend einer Doctrine einen Mann, auf den Ihr hinweiſen könnt, als auf eine europäiſche Hoffnung, der, wie jene Emeriti zu ihrer Zeit, Syſteme erfinden kann und dergleichen! Ihr ſeid mit Eurer Doctrine ſelbſt übel daran, und wollt der ſchönen Literatur

geiſtige Impotenz und kritiſirende Krankheit vorwerfen! —

Unter den „angeſehenen Fremden" ſchritten voran die Großwürdenträger der hannoverſchen Krone, auch zum größten Theil gebückte Figuren und gebleichte Schädel, die aus dem von Gold, Geſchmeide und Orden ſtarrenden Anzuge ſeltſam genug hervorſahen. Da ging Graf Platen, der Obermundſchenk und ci-devant Theater-Fürſt, auf deſſen Kleid auch nicht mehr ein Fleckchen übrig war für einen Orden oder eine Stickerei — Arenswaldt, Scheele, Schulthen, Stralenheim, und was weiß ich, welche andere Notabeln aus dem Kabinet von Hannover. Humboldt, der unter den Erſten des Zuges war, ſchien, trotz ſeines weißen Haares, ein Mann unter ihnen; ſo ſchritt er, jung geblieben im Dienſte der Natur, unter den Uebrigen umher, ein wohlwollendes, ſtilles, beſcheidenes Geſicht, mit klaren und milden Augen, denen man es anſah, daß ſie tief und lange der Natur in's ewig ſchöne Antlitz geſehen, und doch nicht tief und nicht lange genug, um ſich an ihrem Bilde zu verzehren. Außerdem zeigte man mir den Baiern und Neugriechen Thierſch, ein rothes, geſundes Geſicht, mit hellen Blicken;

Christiani, den Mirabeau der Lüneburger Haide, wie Heine schrieb, dem durch Krankheit das eine Auge geschlossen und gelähmt ist, und der dessen ungeachtet mit dem einen schärfer sieht, als die beste Lorgnette eines Hannoveraners; Hassenpflug aus Kassel, mit seinen geistestrunkenen Augen und dem festen, scharfen Tritt; den preußischen Gesandten Kanitz, eine imposante männlichschöne Gestalt. Kurz, eine lange Reihe von gelehrten und ungelehrten, berühmten und dunkeln Leuten.

Der Zug brauchte anderthalb Stunden, um durch das lebendige Spalier von vielen tausend Zuschauern in die Kirche zu gelangen. Ich führe dieß weniger an, um seine Länge, als um seine Langsamkeit zu bezeichnen. Es mochten vielleicht eintausend Studierende und zweimal so viel Fremde darunter sein. König Ernst August begab sich ebenfalls, von einem fröhlichen Hurrah der Studenten und ihren gesammten Fahnen begrüßt, in die Kirche.

In der Kirche wurde erst sehr gesungen, hernach predigte Liebner. Irgend eine Zeitung gedachte dessen nur mit den Worten: „Liebner predigte.“ Wahrlich eine humane Schonung! Ja,

Liebner predigte und predigte ſehr, und predigte immer zu. Der Gottesdienſt dauerte drei volle Stunden. Die Studenten verließen haufenweiſe die Kirche, ſogar die Diplomaten konnten ein heimliches Fröſteln und Gähnen nicht unterdrücken. Ich habe von der Predigt wenig mehr gehört, als die einige Dutzend Male vorkommende Redensart vom Sauſen des Windes, und zuletzt war's mir, als hörte ich in Liebner ſelbſt nur einen „durch dürre Blätter ſäuſelnden Wind." Aber mein Platz war ſehr günſtig. Ich ſaß auf dem Fußboden, dicht neben der Hildesheimer Fahne, deren Saum mir koſend um die Stirn ſpielte. Zur Seite, kaum drei Schritte entfernt, hatte ich den König, und konnte jetzt mit aller Muße das ſchöne, büſtengleiche Königs-Antlitz und dieſen, bei allem Alter noch ſehr kräftigen und ſtrotzenden Wuchs betrachten. — Ernſt Auguſt litt wie ein Märtyrer, und hielt das Sauſen des Windes geduldig aus, während ich mich bei guter Zeit davon machte.

Nach dem Gottesdienſte wurde die „Enthüllung der Statue Wilhelms des Vierten" vorſchriftmäßig vorgenommen. Die Statue ſtand unter einem weißen Ueberwurf, den der Volkswitz richtig als Nachtmütze bezeichnet hatte, auf dem nach ihr

getauften Wilhelmsplatze. Unschuldige Kinder und die Göttinger Bürgerschaft in Hüten mit Eichenlaub begaben sich in Procession dahin; es wurden Blumen gestreut, und Festreden gewechselt, von denen ich nichts verstand; zuletzt sollte die feierliche Enthüllung richtig vor sich gehen, allein der unglückliche Schleier blieb oben hängen, und mußte mit Feuerhaken sehr unfeierlich heruntergerissen werden.

Da stand Wilhelm der Vierte.

„Er will zusehen, ob's regnet", sagte ein Göttinger Straßenjunge neben mir, und der Witz lief pfeilschnell durch die Masse. In der That sah es so aus. Das Bild von Bronze, bekleidet mit dem königlichen Hermelin, stand aufrecht und ruhig da, die rechte Hand, wie segnend, oder schützend, oder waltend ausgestreckt. Diese Bewegung war aber so steif und hölzern dargestellt, daß jener Einfall als sehr treffend und glücklich einleuchten mußte, und um so drastischer wirkte, als der Himmel sich gerade mit drohenden, leise träufelnden Wolken bezogen hatte. —

Der Guß der Bildsäule ist, ernsthaft geredet, sehr rein und schön, allein die Auffassung im Detail mißrathen. Der Hermelin-Mantel ist bis

auf's Peinlichſte ausgearbeitet, jede Flocke daran herausgehoben, und die Spange, die ihn zuſammenhält, ſammt der großen Halskette, mit einer fürchterlichen Gewiſſenhaftigkeit behandelt. Der Kopf erſcheint im Ganzen ruhig und ſchön, die Haltung aber, namentlich die ausgeſtreckte Rechte, ſehr ſteif. Auch die Stellung, bei deren Wahl freilich mancherlei Rückſichten zu beobachten waren, iſt ſehr charakteriſtiſch. Das neue Univerſitäts-Gebäude, und das Gymnaſium, die einander gegenüber liegen, traten hier in ein kritiſches Dilemma. Welcher Anſtalt ſollte Wilhelm, Pater Patriae, wie die Inſchrift ſagt, den Rücken zuwenden? Billiger Weiſe keiner; darum gab man ihm jene zur Rechten, dieſe zur Linken, als vis à vis aber, wonach ſein Blick ſich richtet, eine Reſtauration und die Kanzlei von Göttingen.

Auf dem Piedeſtal ſteht folgende Inſchrift:

Statuam posuit,
Cum saecularia
Georgiae Augustae sacra
Celebrarentur,
Civitas Gottingensis.

Der Zug, an den ſich die aus der Kirche glücklich Erlöſten auch angeſchloſſen hatten, begab ſich in

aller Ordnung zurück, die Studenten brachten ihre Fähnlein heim, und Alles eilte zum Mittagstisch. Auf der Bibliothek war für die allerhöchsten Fremden, Deputirten ꝛc. eine königliche Tafel bereitet, zu der man Zutritt hatte, wenn man eingeladen wurde. Dasselbe wiederholte sich alle drei Tage des Festes, und Ernst August soll eine großartige Munifizenz bei diesen Festen entwickelt haben. Er selbst war nur bei dem ersten zugegen. Leider! kann ich hier nicht als Augenzeuge berichten; da man nicht wußte, daß ich auch als Gesandter einer „europäischen" Macht (der eigentlichen „Europa" sogar) anwesend war, betrachtete man mich nicht als tafelfähig, und überließ mir selbst die Bekösti-gung meines Leibes. Ich erreichte diesen Zweck nach vielen Kreuzzügen höchst unvollständig bei Herrn Schönhütte. Die Tafel war sehr groß, und Herr Schönhütte hatte die glückliche Idee, Hunderte mit wenigen Broden als moderner Wunderthäter zu sättigen. Die studirende Jugend, die natürlich den meisten Hunger mitbrachte, weil sie sich nicht so lange von Herrn Liebner hatte abspeisen lassen, als wir, riß die wenigen erscheinenden Gerichte an sich, und that, als ob sie in Göttingen zu Hause sei, was ja freilich auch der Fall

war. Wir Fremden begnügten uns mit Fluchen und Bezahlen.

Nachmittags und Abends zerſtreute man ſich nach beliebigen Richtungen. Es war, leider! zu wenig für einen gemeinſamen Mittelpunkt der einzelnen Kreiſe alter und neuer Freunde geſorgt, und Jeder hatte die Erlaubniß, ſich zu divertiren, wo und wie er Luſt hatte. Mich führten ein Paar Freunde in Michaelis Garten, wo mir auch Bürger's ſehr dürftiges und verſtecktes Denkmal gewieſen wurde. Es war recht vergnügt und hübſch in dem Gärtlein, bis die Schlange, in Geſtalt eines hannoverſchen Landpredigers, uns vertrieb. Der gute Mann wollte nämlich den Cicero des Göttinger Jubiläums machen, ſchwang ſich, ſtatt auf die Roſtra, auf die morſche Muſikantenbühne, und redete. Ach! er erzählte eine entſetzliche Anekdote, von Kubik- und Quadrat-Bäumen, und ſetzte jedesmal neu und immer langathmiger ein, wenn ihn ein Jubelruf des leicht gewonnenen Auditoriums glücklich beſchwichtigt hatte. Ich hätte Stein und Bein darauf geſchworen, der Cicero müſſe mit ſeinem chriſtlichen Titel der Lazareth-Inſpector Georg Harms aus Hannover ſein, der bekanntlich ein Mumien-Cabinet von Anekdoten in

Compagnie mit Herrn Müchler zuſammengebracht hat; allein ein Fremder, dem ich dieſe Muthmaßung fragweiſe mitgetheilt, verſicherte, dieß ſei Herr Georg Harrys noch lange nicht, und er kenne Herrn Georg Harrys recht wohl, weil er der Doctor Blumenhagen aus Hannover ſei. Wie ich das hörte, ſchlich ich kleinlaut von dannen, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu gerathen, d. h. aus den Anekdoten in die Almanache.

Abends war wieder ein großes Sauſen des Windes in der Johanniskirche vernehmbar, nämlich ein Feſt-Concert, welches jedoch im Ganzen ſehr ſpärlich beſucht wurde. Es wurde georgelt und geſungen und geſtrichen und geblaſen. Herr Bohrer aus Hannover tanzte ein ſehr künſtliches Solo auf ſeiner Geige, und Herr Seemann blies Clarinette. Wie ein Geiſt Gottes über den Waſſern, ſchwebte über dieſer ziemlich flauen Muſik der Geſang eines lieblichen, braunhaarigen Mädchens, das für eine Dilettantin ungewöhnlich ausgebildet, und einer friſchen, klangreichen Stimme in ſeltnem Grade mächtig war. Franziska Heinroth hieß die Sängerin, deren Namen ich hierdurch einer hundertjährigen Unſterblichkeit überantwortet haben will. Hätte ſie ihre ſchwierige Arie (aus Neukomm's

„Grablegung Christi") nicht mit einer äußerst geschmacklosen Verzierung geschlossen, so würde ich der Nachricht, sie sei die Tochter und Schülerin des Göttinger Concertmeisters kaum Glauben beigemessen haben.

Als ich aus der Kirche trat, brannten in der Stadt schon die Lampen der Illumination. Das Rathhaus war mit dreizehn gothischen Bogen voll Lichter beklebt, selbst an den Kirchthürmen krochen diese wie Glühwürmer schimmernd hinauf, und an der Kuppel der Johanniskirche hingen bunte Papierlaternen. Der Himmel hatte den Göttingern den Gefallen gethan, einen dunklen Wolken-Hintergrund für ihre Beleuchtung abzugeben, und die überfüllte Stadt, in deren Straßen eine stete Menschenwelle auf- und abwogte, sah mit diesen vielfachen Lichtreflexen, mit den wehenden Fahnen, die aus den Fenstern herniederhingen, mit den lustwandelnden und jubelnden Menschen, wie ein lebendiges Feen-Mährchen aus. Auch an Transparenten fehlte es nicht; vor dem einen Hause brannte die sinnreiche Inschrift:

CARL FICKEWIRTH Wwe.

und an der Thüre des „Königs von Preußen" stand sogar Folgendes zu lesen:

Zum Jubelfeſt und Wiederſehn
Laßt uns im König von Preußen gehn;
Freund, komm herein,
Hier perlt der Wein!

Die Studioſen, die Lieblinge der Mrs. Trollope, hatten mit dem altdeutſchen und ritterlichen Zierrath auch die altdeutſchen Sitten abgelegt, und gingen ungenirt mit dem ſchönen Geſchlechte in den hellen Straßen ſpazieren; die züchtigeren von ihnen ſuchten aber vorſichtig die dunkleren Gänge auf; und wenn ich einmal, natürlich aus bloßem Zufall, einem ſolchen Nachtwandler genauer in's Auge ſah, erkannte ich gewöhnlich einen Jubelſtudenten in ihm, der ſeinen Curſus von Anno 1790 hier noch einmal durchmachte.

Und ſo ward aus Morgen und Abend der erſte Tag.

---

## Der blaue Montag.

König Wilhelm hat ſein Denkmal erhalten, wahrſcheinlich, weil man noch unter ſeiner Regierung dieß Jubiläum zu feiern gedachte. Allein die Bildhauerkunſt unſerer Tage ſcheint für der-

gleichen öffentliche Aufgaben kein Genie, noch Geſchick mehr zu haben. Was iſt, ſelbſt unter Ritter Thorwaldſens Händen, aus dem Gutenberg in Mainz geworden? Was wird aus Göthe werden? Was aus allen Bildſäulen, zu denen ein unſinniger Hang unſerer ſpielſüchtigen Zeit, die Speculanten hinriß! Nein, die Bildhauerkunſt liegt heut' zu Tage im Argen und die Baukunſt im noch Aergeren. Zu Göttingen an der Leine haben ſie ein neues Univerſitätsgebäude aufgeführt, mit dem Zwecke, ſollte man denken, recht ſtattliche und geräumige Hörſäle darin anzubringen, ſtatt der unwürdigen Schneckenhäuſer, worin Männer, wie Blumenbach, ihre Seide ſpannen. Allein dieſer Zweck iſt durchaus untergeordnet geblieben; man hat zuerſt an eine großmächtige Aula zu allerlei akademiſchem Krimskrams von Promotionen und Feierlichkeiten gedacht, hernach an einen Societäts-Saal, hernach an Akten-Zimmer und zu allerletzt an Hörſäle. Das ganze Gebäude iſt keineswegs in großartigem Style angelegt, ſondern großartig in gar keinem; eine ſehr beſchränkte und verſteckte Bauſtätte; die Hauptthür lächerlich klein und eng, halbe Säulen am erſten Stock, ein Fronton mit den vier Facultäten in Hautrelief und drei Auf-

ſätzen, die dem Kunſtwerke eines Schweizer-Conditors frappant ähnlich ſehen; große Vorhöfe und Treppengänge, ſelbſt die Aula nicht beſonders geräumig — welche Geſetze ſind hier befolgt? Die der Schönheit? Die der Zweckmäßigkeit?

Dieſe tiefſinnigen Betrachtungen überkamen mich, als ich am zweiten Feſttage, Montag den 18. September, mit dem Feierzuge von der Bibliothek aus dem neuen Univerſitätsgebäude ging. Weil die Prozeſſion ganz die nämliche war, welche geſtern, zog ich vor, mich heute „den Fremden von Diſtinction" anzuſchließen, um mit dieſen in die vielgeprieſene Aula einzudringen. Ottfried Müller rächte dieſen Leichtſinn bitter an mir, — derſelbe Müller, welcher viele ſehr gute Bücher und eine ſehr ſchlechte Inſchrift an das Gutenberg-Denkmal zu Mainz geſchrieben hat, und welcher am 18. September als Professor Eloquentiae eine lateiniſche Rede hielt. Wißt Ihr, was eine lateiniſche Rede iſt? Eine lateiniſche Rede, deren Titulus von den „Legatis" bis zu den „Auditoribus omnium ordinum" drei und eine halbe Elle mißt? Eine lateiniſche Rede, die von eilf bis ein Uhr dauert, während Euch die Spornſtiefeln eines Mecklenburgers abwechſelnd auf alle Hühner-

augen Eures gequälten Leibes treten, und der schwere Fahnenschaft der nordamerikanischen Freistaaten, wie das Schwert des Damokles drei Zoll über Eurem verfluchten Haupte schwebt? Ottfried Müller, Deine „Dorier" habe ich Dir, trotz ihres schlechten Styles, christlich verziehen, allein die Jubelrede vergeß' ich Dir nie, trotz ihrer Vortrefflichkeit.

Im Ganzen glich der Montag dem Sonntag wie ein Ei dem andern, nur, daß Abends statt des Concertes ein sehr kunstreiches Kunstfeuerwerk des Kunstfeuerwerkers Hornung abgebrannt wurde. Nachmittags war der Hauptvereinigungs-Punkt Haus und Garten des Herrn Rohns am Heimberge. Wir fuhren auf einem herzzerreißenden Omnibus hinauf, und die ganze, in malerischen Windungen an dem Sandhügel emporklimmende Straße war mit Schaaren von Wallern bedeckt, die zu Fuß und zu Wagen zu dem allgemeinen Concert hinaneilten. Die Einwohner der Stadt Münden hatten die Originalität sogar so weit getrieben, zu Schiff herüber zu kommen, d. h. mit einem Weser-Fahrzeug sammt Segel und rother Freudenflagge, das sie auf dem Gestell eines Leiterwagens sinnig befestigt hatten.

Herr Rohn's Gartenanlage, womit eine Rutschbahn und russische Schaukel vereinigt ist, muß an gewöhnlichen Tagen einen recht vergnüglichen Aufenthaltsort darbieten. Die Göttinger versichern sogar, man habe eine sehr schöne Aussicht von da oben, und in der That nimmt sich die Musenstadt inmitten grüner Obstbäume und gelber Felder nicht übel aus. Die Gegend ist aber im Ganzen zu trocken und eintönig, und wenn nicht der Meißner und ein Paar Arme des Habichtswaldes sie mitleidig umfaßten, würde sie sich im Flachen und Oeden gänzlich verlieren. Auf dem Jubiläum war aber für diese beschränkt liebliche Natur eine viel zu lärmende und verwirrte Staffage bei Herrn Rohns, so daß ich's dem guten Mann nicht eben verübeln konnte, wenn er den Kopf verlor. Es war ein Unglück, daß aus Mangel an ordentlicher Uebereinkunft und gehöriger Fürsorge alle Gäste an einem einzigen Punkte zusammenströmten, und sich diesen gänzlich verdarben, während die andern leer und wüst blieben. Hätte man sich nach eigener Wahl unter Herrn Rohns und Michaelis Garten und Ulrici und den Kaiser und die Rasenmühle ꝛc. getheilt, je nach dem nun Vaterland oder Alter oder Zufall die Leute zu-

ſammenführte, ſo würden wenigſtens Raum und Lebensmittel den Gäſten nicht gefehlt haben.

Die Studenten gaben ſich alle Mühe, Ordnung und möglichſtes Vergnügen bei dem beabſichtigten Commers herzuſtellen, allein umſonſt. Es blieb ein Chaos von Stimmen, von Köpfen, von Beinen, von Gläſern, zuſammengedrängt in einem engen und unbequemen Raum. — „Halts Maul! Philiſter!“ — „Vivat der Präſes!“ — „Marqueur!“ — So ging es in Einem hier. Niemand trank, Niemand hörte, Niemand ſaß, ſie ſchrieen und ſtampften Alle. Jedoch fehlte es mitten in dieſem anarchiſchen Zuſtande nicht an ergötzlichen Scenen und Anekdoten. Ich war neben einem Paſtor zu ſtehen gekommen, der ſeit einer Stunde flehentlich um ein Glas Rum bat. Um ihm einige Tröſtung und Erheiterung zu verſchaffen, machte ich ihn auf einen uns gegenüber ſtehenden Mann aufmerkſam, den ich für den berühmten Theologen Wegſcheider ausgab. Ich hatte gehört, dieſer ſei wirklich in Göttingen und unſer Nachbar glich dem Bilde deſſelben, das ich wohl zuweilen geſehen, auffallend. Aber dieß konnte den dürſtenden Mann über ſeinen Rum nicht beruhigen. „Großer Gott!“ ſagte er, und ſchnitt ein entſetzliches Geſicht, „was

frag' ich nach Wegscheider, wenn man hier in der mechanten Wirthschaft nicht einmal ein Glas Rum haben kann!" Andere waren glücklicher gewesen, als mein Pastor, und hatten des Guten in Kurzem so viel, daß sie von dienstfertigen Freunden hinausgelootset werden mußten. Insonderheit werde ich stets mit Vergnügen an die Exequien eines Bürgermeisters denken, der im eigentlichsten Sinne fortgeschrotet und gekugelt wurde; ein Offizier von den Studenten ging feierlich und mit gesenktem Schwerte dem Zuge wie ein Leichenmarschall voran; vier trugen, und als leidtragendes Corps schlossen sich einzelne taumelnde Bachanten dem Leichname an. Dergleichen Einzelnheiten mögen im Jubiläum viele vorgefallen sein, allein man müßte überall gegenwärtig gewesen sein, um alle mittheilen zu können. Sehr belustigend war der Streich, den einige Studenten am Sonntag oder Montag Abend auf der Weender-Straße ausführten. Sie schnitten an einem mit Landschönen befrachteten Leiterwagen, der zum Weender-Thore in vollem Trabe hinausfahren wollte, kurz und gut die Stränge ab, ließen den Phaeton mit seinen Rossen in's Blaue hineintoben, und führten ihre Sabinerinnen im Triumph mit sich zurück. Weit durften sie sich freilich in

dieſen Jubelfreiheiten doch nicht verlaufen, wenn ſie nicht von der Polizei daran erinnert ſein wollten, daß die Landdragoner ihr hundertjähriges Jubiläum noch nicht feiern. Als eine Geſellſchaft Studirender vor der Univerſitätsſchenke auf freier Straße ihre Tafel aufgeſchlagen hatte, kam die Polizei gar bald, und hob bei einer angedrohten Geldbuße von zwanzig Thalern dieſes convivium sub diu auf. — Lieber Gott! im Jubiläum! In Jena und Marburg haben wir oft an ganz ordinairen Werktagen auf offenem Markte geſeſſen. Zeiten und Sitten ändern ſich.

---

## Dritter und letzter Tag.

„Auch die Todten ſollen leben!"

Wenn ich mich Sonntag und Montag gewiſſenhaft nach dem Feſtprogramme vergnügt hatte, beſchloß ich nunmehr, am Dienſtag einmal meine eigenen Wege zu gehen. Die feierlichen Promotionen in der Aula gab ich mit großem Vergnügen auf, und was den für den Abend angekündigten Freiball anbelangte, ſo ſchwebten mir

die Worte von meinem lieben Landsmann und Freund, Ernſt Koch, noch zu lebendig vor, der im „Prinz Roſa-Stramin“ einmal eine treffende Parallele zwiſchen Marburg und Göttingen zieht. „Ein Ball in Göttingen“, ſagt er, „iſt ein Handſchuh, den die Damenwelt in den Circus der gräßlichſten Langweile wirft, und den die Männerwelt mit Schaudern zurückholt. Ein Ball in Marburg iſt eine lachende Roſe, welche die Studenten den Marburger Mädchen ſchenken.“ Freilich hab' ich mir nachher Wunderdinge von der Göttinger Liebenswürdigkeit erzählen laſſen, wie das ſchöne Geſchlecht das ſtarke bei Tafel ſogar bedient habe, ſo lange etwas zu eſſen dageweſen, und wie der Jubiläums-Ball über alle Maßen „froh, friſch, frei“ ausgefallen ſei. Auch glaub' ich gern an dieß Mirakel im Lande Hannover. Hatte doch das höchſte Publikum die Garantie, daß ein ſolcher Gräuel alle hundert Jahre nur einmal vorkommen könne, und das niedrigſte, daß es nichts für den Spaß zu bezahlen brauche! Mir ſchwebten indeß Kirche und Aula noch immer zu drohend vor, als daß ich mich hätte entſchließen können, die Manege, wo der Ball ausgeſtanden wurde, als drittes im Bunde hinzuzuthun.

Deßhalb hielt ich am Abend mein eigenes Jubiläum. Ich ging hinaus auf den Kirchhof, der unweit des Weender-Thores wie eine stille und heimliche Herberge an der Landstraße liegt. Ich habe eine sehr unmoderne Passion für Kirchhöfe und Gräber und Leichensteine, nicht aus Empfindsamkeit, oder um à la Matthisson daselbst zu greinen, sondern weil ich auf dem Kirchhofe die Geschichte einer Stadt in ihren verschiedenen Generationen studiren kann, sammt den treuesten Denkmälern ihres Geschmacks in schönen Dingen. In Frankfurt hab' ich keinen lieberen Weg, als den auf den Friedhof am Friedberger Thore, und in Paris würde mein erster Schritt nach dem Père la Chaise gehen.

Kirchhöfe auf Universitäten haben aber einen besondern Reiz. Es modert auf denselben eine solche Masse von Intelligenz neben gewöhnlicher, bürgerlicher Beschränktheit, so viel frische, aus der Mitte des Lebens weggerissene Jugend neben dem satten Alter, daß sie mir schon dieser Contraste wegen werth sind. Auch auf dem Kirchhofe zu Göttingen war es am dritten Jubeltage gar schön und still. Nur daß daneben eine Kegelbahn rasselte, und verwirrte Tanzmusik aus einer nahen Kneipe

zu uns herüberscholl, und der ferne Donner der Festkanonen über die stummen Gräber brauste. Es waren ein Paar alte Frauen und Kindermädchen da, die auf dem unebenen Rasen luſtwandeln und spielen gingen.

Mochte da drunten wohl Mancher schlafen, der sich auch im Geiste noch auf die heutige Stunde gefreut hatte, und der nichts mehr hörte von ihrem Jubel, den keine Kanone weckte, keine Musik, keine Glocke, kein Champagner-Glas. Wenn die Studenten Sinn für todte Menschen hätten, würden sie mit ihren Fähnlein einmal herausgegangen sein, um sie auf das gemeinsame Grab ihrer Lehrer zu pflanzen, oder an klassischer Stätte klassischen Todten eine klassische Libation zu bringen.

Ich buchstabirte gute Namen von den Leichensteinen ab. Christian Gottlob Heyne — Friedrich Bouterweck, der gewiß ein Gedicht auf das Jubiläum gemacht hätte, und ein besseres, als die übrigen Jubelpoeten. — Amadeus Wendt, der Mann mit dem feinen Ohr für die Harmonie und dem feinen Blick für das Schöne — Bernhard Thibaut, der Mathematiker und Humorist — Gottlieb Jacob Planck, Vater der Kirchengeschichte, der an der

Seite seiner berühmten Frau hier schlummert, und eine Menge von alten und neuen Renommés, worunter ich nur Käſtner und Lichtenberg vergebens ſuchte.

Ein Grab jedoch, das ich nach langem Umherirren endlich dicht am Scheidewege des Kirchhofes entdeckte, wird mir ewig unvergeßlich ſein. Ein einfacher Stein ſchmückt es, und auf dem Steine ſtehen die Worte:

**Cecilie Tychsen**
**geboren den 18. Maerz 1794.**
**gestorben den 3. December 1812.**

und darunter eine Harfe mit zerriſſenen Saiten. Ich konnte mir die Harfe wohl deuten, die hier zerbrach; ich kannte ſie, ich hatte ſie geliebt. — Hier ruhte die Muſe von Ernſt Schulze!

Unglücklicher Sänger, dem das Leben keine Hoffnung gab, und dem der Tod die Liebe nahm! Unter dieſem Raſen, den ein ausgeblühter Roſenſtock ſchmückte, und kleine, rothe Herbſtblümchen, ruhte Deine Cäcilie, und doch nicht Deine; ihren Stein hatten ſie mit vier Zeilen von Dir beſchrieben, und das war Alles, was Du der ſterbenden Geliebten mitgeben durfteſt! Dich ſelbſt hatte

Leben und Tod ſtreng von ihr geſchieden, Du ruheſt von einem kurzen, gehetzten Leben auf dem Friedhofe zu Celle aus, weit, weit von der, die Deine Lieder mehr als Dich unſterblich gemacht haben!

Das Grab eines Dichters iſt heilig. Aber heiliger iſt das, worin die Liebe eines Dichters, ſeine Seele, der Geiſt ſeiner Lieder, ſchläft. Darum war mir das Grab einer Jungfrau ſo heilig, die ſtarb, ehe ich geboren wurde; und ich konnte dieſen fremden und doch befreundeten Namen herzlich küſſen, ehe ich vom Kirchhofe ſchied. Schlaf' wohl, Cäcilie!

Voll dieſer wehmüthigen Gedanken kehrte ich im Abendrothe nach Göttingen zurück. Das Jubiläum hatte keinen Reiz für mich, und ich freute mich, als ich mit einbrechender Nacht in den Wagen ſtieg, der mich der lauten, lärmenden Stadt entführen ſollte. Wie ein Traum zogen die drei geräuſchvollen Tage noch einmal an mir vorüber; die Bilder verwirrten und verwiſchten ſich; das Haupt zurückgelehnt in die Lederkiſſen der alten Caroſſe, fing ich an, unvermerkt einzuſchlafen. Und wie der Morgen grau und nüch-

tern durch die Scheiben sah, erwachte ich wieder in alten Umgebungen, und knüpfte mit einem leisen Seufzer das bunte Jubelbändchen von der Weste ab, um es zu den anderen begrabenen Erinnerungen meiner Jugend zu legen.

# IV.

## Traum-Novelle.

— „Sehen Sie hier, meine Damen und Herren! die eigentliche Krone, das Haupt- und Prachtstück unserer dießjährigen Ausstellung!“ So rief mit begeistertem Dilettanten-Tone der alte Titular-Rath und pflanzte sich mit einem Kreise von Zuschauern, denen sich der Unermüdliche zum Cicerone aufgedrängt hatte, vor einem der ausgestellten Gemälde in breiter, gemächlich und kunstverständig betrachtenden Stellung auf. „Allerliebst, wundervoll!“ flüsterte es in der kleinen Gruppe; denn der alte Rath galt für einen Kenner und man konnte ihm dreist etwas nachsprechen, ohne in Gefahr zu kommen, sich gewaltig zu blamiren. „Welcher kräftige, markige Pinsel, welch'

köſtliche Färbung des Fleiſches und der Gewänder!“ bemerkten ein Paar Stutzer unter der Lorgnette heraus und zogen ſich im Gefühle, etwas ſehr Treffendes geſagt zu haben, ſtolz in ihre Vatermörder zurück. Man kam darin überein, das Bild köſtlich zu finden, und ein Schöngeiſt, der mit allzeit fertigem Bleiſtift in der Hand die Säle der Kunſtausſtellung durchwanderte, ſtrich ſich die Nummer mit einem ſtarken nota bene an.

Das Bild hing nah' am Fenſter, ſo daß ein volles, vortheilhaftes Licht darüber ausgegoſſen war. Es ſtellte in Lebensgröße ein etwa ſechzehnjähriges Mädchen dar, welches eine Harfe in den Armen hielt. Das bleiche, von dunklen, glatten Haaren umfluthete Antlitz war ein wenig zur Seite geneigt, die tiefſchwarzen, von unendlicher Gluth durchdrungenen Augen blickten unter langen Seidenwimpern langſam empor, und die weißen, ſchmalen Finger tändelten läſſig mit den Saiten des Inſtruments. Die Erfindung des Bildes war ungemein einfach; es ſchien eher Portrait zu ſein, als Phantaſie-Gemälde, ſo warmes wirkliches Leben ſtrömte aus jedem einzelnen Zuge. Von Details und Umgebung war kaum die Rede; den Körper des Mädchens umwogte ein ſchwarzſeidenes

Gewand, das die blendende, durchsichtige Weiße des Halses und der halb entblößten Arme um so mehr heraushob; Harfe und Hintergrund waren mit flüchtigen Strichen hingeworfen. Alle Kunst concentrirte sich in dem Gesichte des Mädchens und hatte darin die schönste, wunderbarste Natur herausgestellt. Man konnte sich von diesen dunkelsüßen, selig-tiefen Augen nicht losreißen; wie Sterne aus einer wollustwarmen Frühlingsnacht, sahen sie aus dem leise gebleichten, regelmäßig edlen Antlitz heraus. Ein stilles Sinnen hatte sich, wie ein Schleier, ein Hauch, über die Züge gelegt, und es schien, als ob der Mund mit den frischen Lippen sich zitternd bewegte, oder zu halben Reden, zu unbewußtem Gesange sich öffnete.

Der Rath mit seinen Begleitern hatte das Bild schon wieder verlassen. Seine Stimme war an einem andern Ende des Saales hörbar, wo er mit zwei Worten das Todesurtheil über eine „verfehlte" Landschaft aussprach. Er zog wie ein Menagerie-Wärter in den Zimmern umher, deutete mit den Fingern auf zehn verschiedene Gemälde, focht mit Händen und Füßen und war, im Schweiße seines Angesichts, sehr glücklich. Ich erwartete alle Augenblicke ihn mit der Stentorstimme eines

van Aken et Conſorten ausrufen zu hören: „Hier meine Herrſchaften! ſehen Sie den kleinen Waſchbären, wächſt bis er ausgewachſen iſt“ u. ſ. w.

Ich dankte dem Himmel für ſeinen Abgang und für eine ruhige Minute, in der das belagerte Gemälde endlich einmal frei für mich zu werden ſchien. Denn ich hatte es ſehr lieb, ſehr. In einer fremden, großen Stadt, wo mich die ſteinernen Häuſer mit den hohlen Fenſter-Augen feindſelig anglotzten, mitten unter unbekannten Geſichtern, hatt' ich mich ganz in das holde Mädchenbild hineingelebt. Jeden Morgen, wenn die Ebbe der Beſuche eintrat, pflegte ich ein Paar Minuten vor demſelben zuzubringen. Mir war das wie eine ſtille Andacht; ein Meer von dunklen Gedanken, von Erinnerungen an Heimath und Jugend und alles Süße, Kindliche im Leben ſtrömte aus den Augen des Harfenmädchens in mich über.

Als ich mich eben wieder recht hinein verſenken wollte, traten zwei Damen Arm in Arm vor mein Bild und ſahen es lange an; die eine war eine große, volle Blondine, die andere war eigentlich gar nichts. Jene warf einen ſchnellen Blick um ſich her, und da ſie außer mir in der Nähe Niemanden gewahrte, wandte ſie ſich mit

den franzöſiſch geredeten Worten zu ihrer Begleiterin: „Sieh, Nanny! das iſt's. Dieſes Bild macht mein ganzes Unglück; ihm hat mich Giuſeppo geopfert.“

Was ihr die Kleine antwortete, weiß ich nicht. Denn ehe ſich noch der Faden ihres Geſprächs anſpinnen und weiter entwickeln konnte, ſchritt ein hoher Mann, die Arme im Rücken gekreuzt und geſenkten Hauptes, zu dem Gemälde heran. Seine dunklen Augen, die beinahe unheimlich unter den ſtolzen Braunen hervorleuchteten, hefteten ſich feſt an das Bild, und die ſchmalen Lippen murmelten unverſtändliche Laute in ſich hinein. Er ſchien für nichts außer dem Gemälde Sinn zu haben; ſo bemerkte er auch nicht, wie die beiden Damen bei ſeiner Herannäherung ſichtlich zuſammenſchraken, wie namentlich die große Blondine mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes ſeinem bewegten Mienenſpiele folgte und, von einem unſichtbaren Zauber gefeſſelt, die Stelle nicht verlaſſen zu können ſchien, welche ihr unter den Füßen ſichtlich brannte. Mittlerweile waren dem Manne mehrere Gruppen gefolgt, aber wie es ſchien, in ſcheuer Entfernung; ein leiſes Ziſcheln und Fingerzeigen lief durch die ganze Geſellſchaft, deren Auf-

merksamkeit sich ausschließlich auf das Bild, und noch mehr auf den Beobachter davor hinrichtete.

Die ganze Geschichte mit dem, mir ohnehin so interessanten Gemälde, erregte meine Neugier und Theilnahme in ungemeinem Grade. Als nun gar die Blondine nach minutenlangem Stillschweigen zu dem Manne herantrat und mit dem leise, liebevoll ausgesprochenen Namen: „Giuseppo" ihre Hand auf den untergeschlagenen Arm des Unbeweglichen legte — als dieser, wie aus einem Traume erwachend, sich seufzend über die hohe Stirne strich, das Mädchen neben ihm ansah, ihre Hand zärtlich küßte und sich dann mit einem langen Blicke auf das Bild durch die um ihn versammelten Kreise drängte — da gelobte ich mir, die geheimnißvolle Geschichte von dem großen, schwarzen Giuseppo und der geopferten Blondine und dem schönen Mädchenbilde ganz gewiß zu erfahren.

Mein Glück führte mir den Rath entgegen. Er hatte sich von seiner Gesellschaft getrennt und suchte, mit den Augen im Saale umherirrend, wen er verschlänge. Ich trat mit einer sehr bescheidentlichen Verbeugung zu ihm, gab mich ihm als Fremden zu erkennen, der aber seinen Namen

unter den Patronen und Kennern hieſiger Kunſt bereits vernommen und deſſen Träger par distance pflichtſchuldigſt bewundert habe, und bat ihn um einen Aufſchluß über den Meiſter des Harfen-Mädchen-Bildes und über die bei demſelben eben vorgefallene Scene.

„Werther Herr!“ antwortete der Geſchmeichelte und legte herablaſſend ſeinen Arm in den meinigen, „das iſt eine gar dunkle, hochpoetiſche Geſchichte. Sehen Sie nur, dieſer Giuſeppo, wie man ihn hier allgemein nennt, kam vor etwa 5 Jahren in unſere Reſidenz; der Ruf eines bedeutenden Malers ging ihm voraus und verſchaffte ihm in den erſten Zirkeln eine glänzende Aufnahme. Nun, das muß ihm der Neid laſſen, ſeine Kunſt verſteht der Menſch. Haben Sie ſein Bild geſehen, die Harfnerin? Süperbe, ſag' ich Ihnen! ganz ſüperbe.“

Und nun ergoß er ſich abermals in einen breiten Strom tönender Lobſprüche über das Gemälde, ſo daß ich durch eine wiederholte Frage nach ſeinem Schöpfer, der Ueberſchwemmung endlich einen Damm ſetzen mußte.

„Ein ſonderbarer Menſch, eine Künſtler-Natur!“ fuhr der Rath fort und zuckte die Achſeln;

„trägt sich höchst negligeant, spricht als Italiäner sehr schlecht deutsch, malt nur nach eigenem Belieben und nie auf Bestellung, weil er ein beträchtliches Privatvermögen besitzt, schließt sich bei Tage ein und macht poetische Abendgänge — ein Künstler, werther Herr! ein ganzer Künstler mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen.“

„„Aber das Bild?““ forschte ich weiter und stellte den dienstfertigen Berichterstatter in einer Fensternische fest, daß er mir nicht wieder entwischen oder in seinen Schilderungen auf Abwege gerathen sollte.

„Giuseppo hat bis jetzt“, erzählte der Rath, „auf jede unserer Kunstausstellungen ein Bild geliefert, aber stets einen Löwen. Gewöhnlich wählt sein Pinsel dunkle, dämonische Vorwürfe, Nachtstücke, Hexenscenen, Visionen, wie das ganze Wesen des Mannes ein wildes und getrübtes scheint. Dieses Mal erschien er plötzlich mit jenem weiblichen Bilde, von dem Niemand so eigentlich zu sagen weiß, ob es Portrait ist oder Phantasiestück. Sie haben das Bild selbst gesehen, darum erlassen Sie mir eine Beschreibung, welche doch den unnennbaren Zauber desselben nicht wieder geben könnte. Ich sage Ihnen nur, es ist der

Liebling des Publikums, und unser Fürst hat bereits den Entschluß ausgesprochen, dasselbe um jeden Preis für sein Cabinet zu gewinnen. Nur ist dabei ein kleiner Mißstand. Giuseppo, dem man bereits Anfragen und Anträge gethan, erklärt, er wolle sich unter keiner Bedingung von seinem Bilde trennen; er geräth in Wuth, wenn man nur von einem Ankaufe desselben redet. Neulich, ehe die Kunstausstellung eröffnet wurde, fand man ihn in seinem Zimmer auf den Knieen vor dem eben vollendeten Bilde liegen, das Antlitz todtenbleich und verwirrt, alle Züge in gräßlicher Aufregung. „Ich lasse sie nicht!" schrie er dem Menschen zu, welcher es zur Ausstellung abholen wollte, und dann wieder stieß er es hastig von sich und sprach: „nehmt sie, nehmt sie!" Jeder Morgen findet ihn vor seinem Werke, in stummer, zitternder Betrachtung verloren, einmal als er wegging, hab' ich ihn — aber das bleibt streng unter uns — den Namen Evelina flüstern hören. Ich sage Ihnen, Freund! es ist eine mysteriöse Geschichte mit dem Bildniß; ich fürchte, sie wird dem Manne den Verstand kosten. Bei seiner südlichen Reizbarkeit, seinem künstlerischen Stolz

und der ganzen, finstern Tiefe seines Wesens — glauben Sie mir! es thut nicht gut!"

Damit schloß der gefällige Rath seine lange Relation und blickte mit einem mitleidigen Seufzer nach dem ominösen Bilde hinüber. Auch meine Augen hatten unwillkührlich dasselbe wieder aufgesucht und ergingen sich, wie von einer magischen Gewalt gefesselt, in dem Reize jener einfach schönen Züge. Ich dankte dem Rath für seine freundliche Belehrung und schritt sinnend aus dem Zimmer. Der Duft der Oelgemälde, das dumpfe Geräusch der Menschenstimmen fern und nah, die verschlossene heiße Luft in den überfüllten Sälen, hatten meinen Kopf sammt der eben angehörten Geschichte so eingenommen, daß ich eines Ganges unter freiem Himmel unter grünen Bäumen sehr benöthigt war.

---

Die große Blondine war erste Sängerin am Hoftheater und wohnte am Jakobsplatze. Hinter ihrem Fenster stand ein gelber Kanarienvogel, und große, grüne Blumen, durch deren Blätter ihr tiefes, blaues Auge zuweilen niederlugte auf die

lebendige Straße. Ach! da drinnen mocht' es gar heimlich und traulich sein. Der Kanarienvogel sang und schlug mit den Flügeln und sprang in seinem Käfig herum, die Blumen flüsterten und blühten geschwisterlich in einander, und das Mädchen saß mitten in dem ewigen Frühling wie seine Nachtigall, oder wie seine Zauberin, oder wie die Königin der Nacht. Oft sang sie auch und dann war der Kanarienvogel ganz gegen thierische Natur stille und drehte horchend den Kopf mit den hellen Aeuglein nach ihr herum, und unten auf der Straße blieben die Leute stehen, seufzeten, schlugen an ihre Brust und sprachen: „Wer droben wäre!"

Jettchen würde viel Anbeter gehabt haben, auch wenn sie nicht erster Sopran gewesen wäre. So aber wurde es unter ihrem Fenster den ganzen Tag nicht leer. Militairs rasselten mit Sporen und Säbelscheide, Civilisten mit Stöcken und Stoßseufzern auf dem Pflaster herum; friedliche und kriegerische Blicke flogen im Kreuzfeuer nach der Stelle hinter dem linken Eckfenster, wo sie gewöhnlich saß, und wenn sie in's Theater zog und aus der Probe kam, folgten ihr in allen möglichen Entfernungen Begleiter aller Stände, alte Jünglinge und junge Greise, ästhetische Ladenhüter

und ſpeculirende Gelehrte. Jettchen war aber ein närriſch' Mädchen. Sie ſchien von dem Allen keine Notiz zu nehmen; ſie begegnete ihren Anbetern frei und freundlich, ſtieß keinen zurück und forderte keinen auf, und wenn es ihr einmal mit der Belagerung ihrer Fenſter zu arg wurde, ließ ſie die weißen Vorhänge herunter und legte ſich auf's Sopha, um mit geſchloſſenen Augen ein wenig zu lächeln, oder eine halbe Arie durchzuſingen. Führte ſie nun ihr Weg auf einem Balle oder in Geſellſchaft in die unmittelbare Nähe ihrer Trabanten, da ſtand ſie wieder hell und harmlos unter ihnen und hielt ſie Alle in ſo gemeſſenen Schranken, daß ſelbſt das blühendſte Compliment, die längſt vorbereitete und durchdachte Erklärung auf den bärtigen Lippen der kühnen Krieger plötzlich gefror. Man wußte ſo recht nicht aus ihr klug zu werden. Sie war eine treffliche Sängerin und ließ ſich ſo ungern beſingen; ſie war als Schauſpielerin gefeiert und hatte wieder ſo wenig von einer Schauſpielerin; ſie ſchien auf der Bühne zu Hauſe zu ſein und zu Hauſe auf der Bühne; denn dort war ſie frei und groß, und hier ſo ſittſam und fromm beſchränkt, als ob ſie fortwährend vor dem geſammten Publikum ſtände.

Ei! wie das die Stutzer in der Reſidenz wurmte, daß keiner ein Blümchen von ihr aufzuweiſen hatte, oder ein Billetchen, oder ein Bändchen; nicht einmal von einem Kuſſe konnten ſie ſich unter einander belügen, denn es hätt' es ihnen keine Seele geglaubt. Die Thees aber und die Cercles verzweifelten ſchier; denn von dem Mädchen ließ ſich doch auch nicht eine intereſſante Geſchichte erklatſchen, nicht ein Scandal austreten — es war zu toll.

Ach! ihr hochgebornen Blicke und Brillen und Lorgnetten, wenn ihr durch die grünen Rouleaux hättet dringen können zur Zeit, da man die Lichter angezündet, in jenes Gemach hinein, wo Jettchen wohnte und der Kanarienvogel und die ausländiſchen Blumen. Da ſaß ſie faſt täglich in der Woche mit einem bleichen, großen Manne und die Beiden hatten ihre Hände gefaßt und flüſterten mit einander und verſchlangen ſich in Armen und Küſſen, daß dem eiferſüchtigen Kanarienvogel die ſcheltende Stimme ausgehen wollte.

Das war nämlich der Giuſeppo. Er war noch nicht lange aus Italien angekommen, als ihm Henriette bekannt wurde, erſt auf dem Theater, hernach in häuslichen Kreiſen. Der ſtolze Mann,

der nichts geliebt hatte im Leben, als ſeinen Pinſel, machte ſich weiß, er ſuche nur deßwegen die Sängerin ſo gern, ſo oft auf, weil er in der Sprache ſeines vergötterten Vaterlandes mit ihr reden konnte. Aber bald ging's mit dieſer Täuſchung nicht mehr. Ihm wollte kein Strich gelingen, kein Gedanke kleidete ſich in die rechten Farben, wenn er nicht aus Jettchens Blick und Wort Kraft geſogen hatte. Das Mädchen zierte ſich auch nicht. Als er ſie fragte — und es war damals gerade Herbſt geworden, wo die Blätter von den Bäumen fallen und die Wehmuth auf's erweichte Herz — geſtand ſie ihm, daß ſie ihn lieb habe.

Frommer Kuhbach! in Deinem Andachtsbüchlein ſteht wohl nichts von ſolcher Liebe geſchrieben? Du giebſt chriſtlichen Liebesleuten den Rath, ſich in Züchten und Ehren fein gottſelig zu vereinigen, wenn es die leiblichen Verhältniſſe geſtatten und zur rechten Zeit den Bräutigamsfrack auszuziehen, um ihn mit dem ehelichen Schlafrock zu vertauſchen. Aber, ehrlicher Kuhbach! Dein Buch iſt auch nicht für einen Mann geſchrieben, der ein Maler iſt und aus Rom, noch für eine Hofopernſängerin, welche ſchon tauſend ehrliche und unehrliche Anträge zurückgewieſen hatte, weil ſie eine große Künſtlerin

war und wußte, daß es eine Liebe geben müßte in der Welt.

Ach! ſie hatte ihn ja ſo lieb, ihren Giuſeppo, ſie gab ſich ihm ſo ſtark, ſo ſtill, ſo innig hin, und er ſchmolz an ihrem Buſen ganz aus der ſtarren Schale heraus, welche ſich in Folge früher Schmerzen um die weiche Natur des Mannes gelegt hatte. Wie ſchlug ihr Herz, wenn ſie zur gewohnten Stunde den Tritt des Malers auf der Treppe vernahm, wie floß der liederreiche Mund über von milden, muſikaliſchen Liebkoſungs-Worten und heißen, heftigen Küſſen, wie rankten ſich die vollen Arme um den ſtarken Nacken des Italiäners! Er aber ſaß da und begrub ſich in die lichten Tiefen ihrer Augen und wühlte mit begeiſterten Künſtlerblicken in den ſchönen Zügen ſeines Mädchens, bis er müde wurde vom Genuſſe, und geblendet vom Anſchau'n. Dann ſank er wohl träumend an ihrer Seite nieder und ließ das ſchwarze Lockenhaupt ruhig auf den Wellenſchlägen ihres Buſens treiben, — ſüßer Port für den verſchlagenen, heimathloſen, reiſematten Pilger!

Die Künſtler-Liebe hatte denn wohl zwei Jahre fortgeträumt. Er hatte noch gar nicht von Heirathen geſprochen und von Brod und Verſorgung,

war, verglich ihn mit Narziſſus, welcher ſich in ſein eigenes Bild vergafft hatte und konnte bei ſeiner Paſſion für das Solide nicht begreifen, wie man ſich in ein Gemälde, in ein Geſchöpf der eigenen Hand, verlieben und hineinleben könnte. Dabei ſtrich er ſich mit beſcheidenem Selbſtgefühl den Bauch und meinte, ſo etwas ſolle ihm nie paſſiren. Ein beleſener Advokat erzählte als Parallele die Geſchichte von dem franzöſiſchen Goldſchmidt René Cardillac, welcher, von einem natürlichen Gelüſte unwiderſtehlich getrieben, ſeine eigenen Arbeiten wieder hätte ſtehlen müſſen, und darüber manche abſcheuliche Mordthat begangen habe. Der Stadtpoet machte den beſten Gebrauch von der Sache und lieferte für das belletriſtiſche Tagesblatt der Reſidenz einen Sonetten-Kranz, der unter dem Titel „Pygmalion" die Hiſtorie von dem verrückten Maler und ſeinem Bilde höchſt geiſtreich und gereimt behandelte.

Die Kunſtausſtellung, welche allen dieſen Anſichten noch höhere Wahrſcheinlichkeit gab durch die verſchiedenartigen Scenen vor dem Harfenmädchenbilde, ſollte mit dem vierundzwanzigſten Mai zu Ende gehen. Ich war am Nachmittage noch da, um von den geliebten Gemälden Abſchied

zu nehmen und dann der Reſidenz ein kühles Lebewohl zu ſagen. Es war ein ſchöner Maiabend, der Himmel hatte am Tage große, ſchwere Tropfen auf die grüne Erde herabgeweint und lag jetzt in tiefblauer Reinheit über der Stadt und auf den duftigen Bergen. Seine Sonne goß milde Lichter über die Säle, durch welche die ſchauenden Menſchen ſtiller und ſinnender wandelten, als gewöhnlich, wie durch eine liebe Gegend, die man bald verlaſſen ſoll. Ich ſtand an dem hohen Fenſter und blickte bald hinaus in den friſchen Abend, bald hinein auf die Gemälde, die im goldenen Rahmen, vom letzten Sonnenſchein verklärt an den Wänden hingen. Da war auch die Harfnerin noch, die geliebte, aber oben daran hing ein prahlender gedruckter Zettel mit dem Worte „verkauft!" Mich gemahnte der Zettel wie ein Leichenſchein und die ganze Ausſtellung in dem Augenblicke wie ein großer Sclavenmarkt.

Jetzt ſchlug es draußen ſechſe und der Diener mit der großen, tönenden Glocke trat herein und läutete das Bilderfeſt zu Grabe. Hinaus ergoſſen ſie ſich, die lärmenden Menſchenwogen unter bunten Abſchiedsgrüßen an die verlaſſenen Bilder. Und wie ich mich noch von ihnen forttreiben laſſe,

begegnet mir hart an der Thüre Giuseppo. Ich hatte ihn seit der letzten Scene vor dem Evelinen-Bilde nicht wieder gesehen. Sein damals so wild erregtes Gesicht schien heute in eine ebenmäßige, stille Ruhe zurückgekehrt; bleich war er noch, wie immer, aber in den schwarzen Augen war das flackernde Feuer des Irrsinns erloschen, sein Gang war fester, gewogener geworden. Unwillkührlich blieb ich am Ausgange stehen, nach ihm hinüberblickend und lauschend. Ich hörte, wie er mit dem Aufseher der Ausstellung verabredete, in dem Saale, wo sein Bild hing, noch eine Stunde verweilen zu dürfen, um eine begonnene Copie desselben zu vollenden, den Menschen sandte er mit dem Bedeuten hinweg, daß er mit Hülfe seines eigenen, ihm als Maler anvertrauten Schlüssels aus den Sälen schon herauskommen wolle. Bei einem letzten Blicke auf ihn sah ich ihn bereits vor dem Gemälde sitzen, welches er mit ruhigen, festen Augen musterte; dann schritt ich, eine unendliche Beklommenheit auf der Brust, langsam die breiten Stufen hinunter, und fand mich nach wenig Augenblicken auf der Straße allein.

Am folgenden Morgen wurden die eingekauften Gemälde aus dem Lokale der Ausstellung abgeholt. Ich hörte das und konnte mir ein letztes Wiedersehen der Harfnerin nicht versagen. Als ich kam, waren erst wenige dabei beschäftigte Personen vorhanden; der Aufseher öffnete die Flügelthüren, und wir traten hinein. Mein erster Weg war zu Giuseppo's Bilde.

Als ich das Zimmer öffnete, strömt mir ein starker, betäubender Duft entgegen, fast wie der von einer großen Menge Mandeln. Ich näherte mich besonders dieser Stelle — Schau! —

Das Bild lag umgeworfen an der Erde, Giuseppo daneben, mit dem Gesicht auf dem Boden, die Figur in ganzer Länge ausgestreckt, wie die eines Schlummernden; neben ihm stand der Tisch mit dem Malergeräthe.

Ich weiß nicht, ob ich in diesem mir unvergeßlichen Momente, ergriffen von den Schauern, den Ahnungen des Geschehenen, nach Hülfe gerufen habe; als mein Bewußtsein wiederkehrte, (denn ich wurde ohnmächtig, theilweise wohl von der Atmosphäre,) hatte sich eine wirre Gruppe fremder Menschen um uns gesammelt. Giuseppo lag noch am Boden, das Gesicht aber war umgewandt —

ein marmorkaltes, marmorweißes Todtengesicht. Neben ihm kniete der Arzt. Ich hörte wie er nach wenig Augenblicken der Beobachtung die Worte murmelte: „Keine Rettung möglich; er hat Blausäure genommen!“ Eine Glasphiole, die man bei genauer Untersuchung in der krampfhaft geschlossenen Hand des Todten entdeckte, gab seinen Worten Bestätigung. Das Gewühl um den Leichnam schwoll mit jeder Secunde an, denn pfeilschnell hatte sich das Gerücht von dem Entsetzlichen durch die aufgeregten Gassen gewälzt. An der Seite des Todten saß bereits eine hohe obrigkeitliche Person und las mit lauter Stimme, auf dem Malertische die Akten ausbreitend, ihr visum repertum ab.

Mir wurde von all dem Lärm, durch welchen das polizeiliche: „Actum am 25. Mai“ trompetenhell hindurchklang, so entsetzlich elend zu Sinne, daß ich eine neue Ohnmacht nahe glaubte. Plötzlich fühl' ich einen leisen Druck auf meiner Schulter; ich wende mich um und, siehe! da stand der alte Titular-Rath aus der Kunstausstellung. „Werther Herr,“ flüsterte er mit tonloser Stimme, „hab' ich es Ihnen nicht neulich vorhergesagt?“ Und dabei bot mir seine schlotternde Rechte mecha-

niſch eine Priſe und unter der Rathsbrille ſah ich zwei dicke Thränen herausquellen. Am Arme des Gefälligen ſchwankte ich halb bewußtlos hinaus.—

Denſelben Abend ſollte im Opernhaus ein neues Stück gegeben werden. Schon am Mittag curſirten aber die Zettel, daß wegen Unpäßlichkeit der Dem. Henriette die auf heute angekündigte Vorſtellung unterbleiben müſſe.

Wenige Tage darauf verließ ich die Reſidenz. Als der Wagen über den Jakobsplatz fuhr, flogen meine Blicke, wie magnetiſch angezogen, nach dem bekannten linken Eckfenſter. Die Blumen ſtanden im Morgenlichte des Mai's da und hatten ſich von dem Winterfroſte glücklich erholt; der Käfig des Kanarienvogels aber war mit einem ſeidenen Tuche umhangen. Und durch die breiten, grünen Blätter ſah nicht Jettchens weißes, freundliches Antlitz mit den tiefblauen Augen und den goldenen Locken; nur die alte Dienerin ſaß an dem gewohnten Platze mit bekümmerten, bangen Zügen. Ihre welken Lippen bewegten ſich leiſe und in den gefaltenen Händen hielt ſie ein dickes, mit Silber beſchlagenes Buch. Ich glaube, ſie las im Kuhbach. —

# Neu-hessische Mährlein.

# I.

## Vom zweiten Pfingsttage!

Am zweiten Morgen des Pfingstfestes in irgend einem Jahre nach Christi Geburt — Szene: Hessen-Kassel — streckte der Herr Kammer-Kalkulator sein Haupt zum Kammerfenster hinaus und blickte gen Himmel. Und siehe da! er hatte seine Nachtmütze auf, der Himmel und der Kammer-Kalkulator.

„Mutter!“ rief er in das eheliche Schlafgemach zurück, „Heut' geht's nicht. Der ganze Himmel ist mit Wolken bedeckt und es regnet kannibalisch.“

Bei dem Donnerworte sprang die Frau Kammer-Kalkulatorin entsetzt aus dem Bette, ihre Tochter Julchen erwachte schmollend und der jüngstgeborne

Sohn Philippus trommelte heulend mit beiden Fäuſten auf der Decke.

„Und ich ſage Dir, Mann, es muß gehen!“ replicirte die Frau und ſah mit ihrem Gemahl die feuchte Beſcherung an. „Es läßt ſchon nach mit regnen.“

„Ja, es klärt ſich dicke 'uf,“ witzelte der Eheherr und lachte, daß ihm der nüchterne Bauch ſchütterte, obgleich er noch immer am offenen Fenſter ſtand, der Leichtſinnige.

„Meinetwegen,“ entſchied Madame, „laß regnen oder ſchneien — wir fahren nun einmal nach Wilhelmshöhe, es iſt ja zweiter Pfingſttag. Der Mann wäre im Stande, mit Frau und Kind zu Haus zu hocken, wenn die ganze Stadt droben iſt, am zweiten Pfingſttag. Genug, wir fahren — Jule, Du ziehſt dein Grünſeidenes an!“

Schon vom frühen Morgen dauert das Fahren. Am Wilhelmshöher Thore ſtehen die Miethswagen beſtellt und zum Dienſte der Fremden bereit. Du mußt dir zeitig eine Karte auf dem Bureau löſen (ſo nennen ſie den Tiſch, worauf der Bevollmächtigte die Einlaßpäſſe zum Himmelreich ausfertigt) ſonſt kommſt Du an dem Tage nicht hinauf. Die Waſſer ſpringen, der große Criſtoffel ſteht feſt,

im neuen Gasthause muß Kaffee getrunken werden — kurz, Du mußt nach Wilhelmshöhe, weil's zweiter Pfingsttag ist. Ich war noch nicht lange in der Stadt, hatte mir aber, weil ich sehr vorsichtiger Natur geboren bin, zeitig eine Karte zu 5 Sgr. eingehandelt, und stand, meiner zukünftigen Reisegesellschaft harrend, am Thore. Es regnete ganz lustig.

Mich kümmerte aber das unter meinem Schirme blutwenig, und wie ich die vielen, von Erwartung und Genuß glänzenden, Gesichter an mir vorüberschreiten, sprengen und fahren sah, wurde ich fast ungeduldig und wünschte, der Wagen, auf welchen meine Karte lautete, möchte sich endlich completirt haben. Der Kutscher winkt, ich fliege hin — es war der Herr Kammer-Kalkulator nebst Familie, die Frau hatte einen neuen Papierhut auf, und Sohn Philipp trug seine ersten Hosen zum zweiten Male. Das Grünseidene aber stand zu den dunklen Augen der Jule recht hübsch.

Ich nahm den Vordersitz des Wagens ein, trotz allen höflichen Gegenreden der Frau Kammer-Kalkulatorin, daß ich zuerst gekommen sei und zuerst mahlen müsse. Am Ende fügte sie sich mit einem unendlich huldreichen Blicke, setzte sich neben den im

braunen Ueberrocke prangenden Gatten und beide Eheleute nahmen Philippum zwiſchen ſich.

Julchen aber und ich ſaßen vorne und weil der Wagen nur ein halbes Verdeck hatte, ſo mußte ich fortwährend den Regenſchirm über uns beiden ausgeſpannt halten. Meine Lage war nicht die bequemſte. Mein eines Knie rieb ſich an dem Strickbeutel der Frau Kammer-Kalkulatorin, der von verſtohlenem Zwieback ſtrotzte und auf das andere Bein hatte Philippus ſeine ſchmutzigen Schuhe geſtemmt. Aber ich duldete heldenmüthig, — Julia's Augen waren ſehr dunkel, ſehr hübſch!

Rechts und links flogen Bäume, Häuſer, Reiter, Wagen, Wandelnde bunt an uns vorüber. Der Herr Kammer-Kalkulator bemühte ſich mir als einem Fremden — denn ſeine wackere Gattin hatte mir bereits wacker auf den Zahn gefühlt — die Namen der Ortſchaften und Gaſthöfe, auch die Notabilitäten der Vorüberfahrenden gewiſſenhaft anzugeben. Ich verſtand ihn aber vor dem Raſſeln des Wagens nicht und zudem hatte ich mit dem Regenſchirm viel zu ſchaffen. „Jule," ſagte die Mama ein paarmal unterwegs, „Du wirſt dem Herrn beſchwerlich." Dann lugt' ich aber ehrbar unter der braunen Seidendecke heraus und

ſagte: „Bitte recht ſehr, Frau Ober-Reviſorin!“ Julchen und ich waren ſchon recht bekannt mit einander worden und vertrugen uns im Schatten des Schirmes vortrefflich.

„Endlich!“ ſagte der Herr Kammer-Kalkulator, als der Wagen am neuen Gaſthauſe hielt, faltete ſeine Rockſchöße behutſam zuſammen und ſtieg aus, nachdem er das Verlangen des Kutſchers nach einem Trinkgelde als polizeiwidrig zurückgewieſen hatte. Ich ſagte aber nicht endlich — ich half erſt der Frau Kammer-Kalkulatorin heraus, hob hernach den Jungen zur Erde, und hernach — unterſtützt' ich Julen.

Hübſche Arme hatte Jule auch, runde, volle, weiche Arme und eine warme kleine Hand, die kein Drücker-Lehrling mehr war ....

Ich hatte Wilhelmshöhe noch nicht geſehen, außer vom Thale aus durch die lange ſchnurgerade Allee, welche in vielen Senkungen und Anhöhen hinauf führt. Ich ſah mich im Augenblicke des Ausſteigens flüchtig um. Das neue Gaſthaus prangte ſchon die ganze Fronte entlang mit Lockenköpfen und Knoten-Perücken, welche ſich neugierig, verdrießlich in den herabrieſelnden Regen ausſtreckten. Rechts die Hauptwache, dem

Gasthofe gegenüber die ersten Anlagen, welche zu dem kurfürstlichen Schlosse führen, gerad' hinauf der alte Winterkasten mit dem popularisirten Christoph-Herkules.

Es war zwei Uhr, als wir ausgeschifft wurden. Der Herr Kammer-Kalkulator hatten das sehr weislich auskalkulirt. „Sehen Sie, Lieberchen!" erklärte er mir — „Schlag drei springen die Wasser — die kleine Stunde geht hin auf's Besichtigen der Anlagen, da braucht man vorher nichts zu verzehren, denn hübsch ist's hier oben, das ist wahr, aber" fügte er hinzu, indem er sich über die Fingerspitzen blies, „eine Heiden-Theurung. Sind noch jung, Lieberchen! noch nicht lange bei uns, müssen's erst kennen lernen."

Die Frau Kammer-Kalkulatorin lud mich, nachdem sie mit Julen etwas abseits gegangen war, und ihr das Kleid aus den Falten gezogen hatte, verbindlichst ein, den Nachmittag mit ihnen zuzubringen. Die Spekulation war für beide Theile so übel nicht. Ich hatte einen zweischläfrigen Regenschirm, konnte also im Fall der Noth dem großen baumwollenen Familien-Meubel, welches der Mann mit sich schleppte, sekundiren. Und meinerseits —

Sie führten mich zuerſt zum kurfürſtlichen Schloſſe.

Es waren trotz des grauen werkeltägigen Wetters ſchon eine Menge Menſchen oben, welche ſich in deſſen verſchiedenen Umgebungen bewundernd ergingen. Der Herr Kammer-Kalkulator explicirte mir Alles, ſprach von dem ſchönen Styl, in dem das erlauchte Gebäude aufgeführt ſey, von deſſen höchſtſeligem Gründer, von der ſtupenden Pracht im Innern, erzählte, daß Kurfürſt Wilhelm II. die beiden Seitenflügel mit dem Hauptgebäude verbunden hätte, während ſie früher nur durch ſchwebende Galerien zuſammenhingen, kritiſirte dies mit ſchüchterner Ehrfurcht, und zeigte mir den Bogengang vor dem Schloſſe, worunter kein Menſch hergehen dürfte. Ich hatte Julen am Arm, weil's noch immer regnete und Philippus zerrte die Mutter am Rocke.

Wir ergingen uns in den nächſten Anlagen. Ich bewunderte pflichtſchuldig die herrliche Ausſicht in's Thal, welches grau und nebelig unter uns lag, ließ mir vom Herrn Kammer-Kalkulator den reſervirten Platz zeigen, wo die fürſtliche Familie ſich niederzulaſſen pflegt, und von Julen den ſchönen, kühlen, geſchmackvoll decorirten Tanzſaal.

„Drüben im neuen Gasthof wird heute Abend auch getanzt," sprach sie dabei halb laut zu mir. Ach, und ich Unglücklicher tanze nie!

Mittlerweile war's Zeit geworden, daß wir uns nach den Wassern begaben. Wir stiegen und stiegen. Um uns, vor und hinter uns, eine Menge klimmender Männlein und Fräulein, von oben herab ein leiser, intermittirender Regen, der ordentlich traulich auf meinen Schirm klatschte. Julchen schien das Bergsteigen nicht gewohnt zu sein, sie lehnte sich herzhaft auf meinen Arm und wir beiden jungen Leute waren zum großen Triumph des Herrn Kammer-Kalkulators, der seine Kraft pustend anpries, immer eine geraume Strecke hinter dem vorauswandelnden Ehepaar.

Wir sind beim obersten Wasserfalle angekommen: „Hier ist der beste Standpunkt," entschied der Kammer-Kalkulator, nachdem er lange geprüft und gewählt. „Noch zehn Minuten," sagte er, und ließ die Uhr repetiren, aber hübsch unter dem Rocke, daß sie nicht feucht werde und kein Zug dran komme.

„Es kommt, es kommt," schrien die Straßenjungen — ein fernes Brausen und Zischen, über die Felsen vor uns rieselte erst ein dünner Wasser-

ſtrahl, dann noch einer, es rauſchte immer mehr und endlich war der Waſſerfall und des erſte Plaiſir vollſtändig. Die Leute umher ſchauten, ſchrien, jauchzten, drängten, — „weiter hin, unten nach dem Aquädukt!!“

Ich mag keine Topographie von den kurfürſtlichen Waſſerkünſten auf Wilhelmshöhe liefern. Wie wir erſt allmählig hinaufgeſtiegen waren, ſo ſtiegen wir jetzt, aber weit ſchneller, um den rechten Zeitpunkt und einen guten Platz zu erhaſchen, mit den niederrauſchenden Wellen bergab. Die Menſchen hatten ihre Augen ſonntäglich bewaffnet mit Brillen und Lorgnetten, um dem Laufe des Waſſers gehörig folgen zu können, ſie ſtießen ſich auf der Teufelsbrücke heftig herum, kletterten in Haſt zum Aquädukt, und kamen am Ende unten am großen Baſſin an, ehe die Fontaine daraus emporſchoß. Mir gefiel das Ding ſehr wohl, bis auf den unangenehmen Geruch, welcher von dem ſtehenden, künſtlich herunter geleiteten Waſſer aufwallte, auch ſchien's mir gar zu originell, daß die Leute mit tauſend Regenſchirmen in allen Regenbogenfarben über ihren Köpfen einen Waſſerfall bewunderten. Soll ich's ehrlich geſtehen, ſo habe ich mich an den Waſſerkünſten nicht halb ſo ſehr

ergötzt, wie an dem Privat-Feuerwerkchen, das Julens Augen auf mir und mit mir abbrannten.

Da standen wir unten am Bassin. Es hatte aufgehört zu regnen und war eine sehr milde laue Luft worden, wie gewöhnlich nach solchen Sommerregen. Jule und ich hatten unglücklicherweise Papa aus den Augen verloren und waren genöthigt, uns selbst durchzuhelfen. Wir gewannen eine köstliche Stelle, nah hinter der Fontaine am Tempelchen, welches Jule, als ächtes Kassler Kind kundig aufgesucht hatte. Dem Mädchen war warm geworden, es hatte mir sein Tuch über den Arm gehängt, den Hut in den Nacken gedrückt und lehnte recht erschöpft und mit stillen Blicken zu mir aufschauend, an meinem Arm. Plötzlich zischt es im Bassin, die dichte Wassersäule schießt pfeilschnell, kerzengerade, hell in die Höhe und bestäubt uns mit einem feinen, brüselnden Regen. Mein Julchen, dem die funkelnden Tropfen Busen und Hals besprengten, schauerte wie mit wohlthätigem Frösteln in sich zusammen, und drängte sich näher und wärmer an mich. Mir war zu Sinne, als sei eine Flasche Champagner entkorket worden, solch eine Lust zu schlürfen überkam mich. Aber die Fontaine senkte sich, verrauschte und starb

endlich in kleinen lispelnd aufstrebenden Wellen hin.

Wir kehrten zum neuen Gasthofe zurück und fanden die Unsrigen bereits unten im Eckzimmer, wo sie ein Plätzchen für uns in Beschlag genommen hatten. Das war sehr gut, denn, wie am ersten Pfingsttag in der Au, so und noch mehr am zweiten auf Wilhelmshöhe tritt eine Uebervölkerung und Hungersnoth ein. „Das ist der goldene Tag für Herrn Dietz," bemerkte der Papa, „wenn er heute den schweren Pacht nicht heraus schlägt, so hat er das Jahr sicher keinen Profit." Die Familie trank Kaffee, wozu der Strickbeutel der Frau Kammer-Kalkulatorin den festtäglichen Imbiß lieferte. Jule brachte mir mit zierlichem Knix eine Tasse, in die sie heimlich zwei überkomplete Stück Zucker geworfen; die Mutter band dem Sohn Philipp ihr Battisttuch seufzend als Serviette um, damit er die ersten Hosen schone, und der Kalkulator zündete sich eine Cigarre mit einer Federpose an. „Das ist meine Weise so auf diesen Tag," sagte er nach den ersten Zügen. „Ich rauche sehr ungern Cigarren, allein eine Pfeife könnte in dem Gedränge leicht zu Schaden kommen und dann ist's auch honetter!"

Daß ich nicht rauchte, ſchien Julen gar nicht zu gefallen.

In unſerer Ecke waren wir ſehr wohl aufgehoben. Der Herr Kammer-Kalkulator ſprang zwar alle Minuten auf und grüßte einen Vorübereilenden, nannte mir alle Livréen und Equipagen bei Namen und war überall ſehr redſelig, ſehr holdſelig, ſehr Pfingſtſelig. In den anſtoßenden Zimmern ging's laut und bunt durcheinander, gegenüber unter den Linden putzten die Kellner die naſſen Tiſche und Stühle geſchäftiglich ab — und auf dem weiten Hofe vor dem Gaſthauſe rollte es immerwährend von Wagen, welche ankamen und abfuhren, um neue Ladungen unten einzunehmen. Bediente, Kutſcher, Kellner trieben ſich dienſtfertig auf und nieder, polterten im Hauſe Trepp' auf, Trepp' ab — es war ganz das Bild vom erſten Pfingſt-Mittag, nur im häuslichen Rahmen.

So ſind die Kaſſelaner. Die beiden Feiertage müſſen nun einmal auf dieſe Weiſe genoſſen werden. Das ganze Jahr können ſie Wilhelmshöhe mit ſeinen zauberiſchen Schönheiten links liegen laſſen, und die Au, die nahe Au, mit keinem Fuße betreten — aber Pfingſten — das wäre gegen Pflicht und Gewiſſen!

Es dunkelte. In dem schönen Saal bei Herrn Dietz, wo am Mittag eine reiche Tafel von Fremden und Einheimischen zu speisen pflegt, erklangen die Hörner, hüpfende Tanzmelodien flogen schmeichelnd durch die Zimmer und riefen das junge Volk herbei.

Freilich ist's nicht ganz anständig, und Leute von feinem Ton beschränken sich auf's Zusehn, aber der Herr Kammer-Kalkulator ließ heute einmal fünfe gerade sein, und Jule, bei der ich als geschworener Feind des Tanzes um zehn Grad zu fallen drohte, ward uns vom Arme eines Handlungsjünglings entführt. Ich hatte inzwischen Champagner besorgt, so daß die Frau Kammer-Kalkulatorin mir erstaunt auf den unscheinbar schwarzen Oberrock sah, als wolle sie die unvermuthete Goldquelle darunter entdecken. Ihr Ehegemahl aber ward nach den ersten Gläsern merkwürdig beredt und unglaublich kühn. „Herr!" sagte er und setzte den Hut auf, bis ihn seine Frau ängstlich am Aermel zupfte; „Herr! so wohl wird's unser einem nur selten. Da drunten die große, schöne Stadt — nun, ich will ihr nichts Böses nachsagen, um Ihnen den Geschmack nicht zu verderben. Aber soviel sag' ich, wenn der Herkules

Tags darauf — war Pfingſten vorbei. Die Studenten wollten's nicht glauben und probirten das ſiebenſtimmige Echo auf dem Königsplatze —, da bewies es ihnen die dienſtfertige Straßen-Polizei der Reſidenz. Die Zugvögel wanderten wieder fort, es ward ſtiller und ſtiller, endlich wieder ganz ſtille, wie Kaſſel — Und ich ſeufzte, als ich ein paar Abende drauf unter Julens hellen Fenſtern herging:

„Pfingſten war das Feſt der Freude!“

# II.

## Doebler in Kaſſel.

Es war ſchon angegangen, als ich eintrat. Ueber dem Adolf'ſchen Saale — ich hatte ihn ſonſt immer in beſcheidenem Kerzenlichte eines Referendar-Balles geſehen, oder mit der morgenländiſchen Staffage eines Meßabends — lag ein ſüßes, flüſterndes Dunkel. Mitten darin aber ſtand, groß und geheimnißvoll, die wunderbare Maſchine, welche neue Welten entdeckt hat und dem blöden, ſterblichen Auge ein millionenfaches Vergrößerungsglas aufſetzt. „Hier, Nummer ein und vierzig" bedeutete mich der Billeteur und ich nahm meinen Platz ein. „Das Gerippe eines Buchsbaum-Blattes" tönte in ſcharfem, fremdartigem und deshalb interreſſantem Akzente die Stimme Döbler's, der,

wie ein Beherrscher jener unendlich kleinen und unendlich reichen Sphäre, an seinen Riesen-Mikroskop stand. Ich schaute auf. Ein ungeheurer Stamm mit starken Umrissen, zerrissen in tausend Fasern und Adern, spiegelte sich auf der weißen Wand ab, in einem blendend hellen Lichtkreise. Der Baum verschwand und es ward wieder ganz dunkel. „Ein Tropfen Sumpfwasser nebst den darin lebenden Thieren" — hui! wie stürzte, schwamm, flog, wirrte, blitzte es da durcheinander von kleinen ungestalteten Wesen! Runde und eckige Körper, Klumpen und Zacken, Scheeren, Beine, Hörner, Flossen, Flügel, alles ein schwimmendes Chaos. Aber bald ward es stiller, die Glieder erstarrten, das Licht bleichte. Alles lag trüb und öde. „Combien de lutte et de douleur, avant de finir une petite vie" — sprach es gedehnt und leise neben mir. Ich sah zur Seite und in ein bleiches weibliches Gesicht. In dessen Augen stand ein langer Schmerz und auf den Zügen eine milde, unbewußte Schönheit, die sich in den plötzlich auflodernden Strahlen eines blauen Lichtes grell verklärte.

Durch eine halbe Antwort fiel ich in ein Gespräch mit meiner unbekannten Nachbarin zur

Linken. Fremd mußte sie sein, denn sie redete sehr rein und fertig französisch und zierte sich in der dunklen Konversazion nicht einen Augenblick. Sie erzählte mir, was schon Alles sichtbar gewesen, Durchschnitte von Blättern und Petrefakten, Käsemilben, Schmetterlings-Flügel, menschliche Haut und alles Mögliche, an dessen Möglichkeit man nie geglaubt. Da sprang aus der weißen Wand, schnell zusammenschießend, ein neues Bild auf, ritterlich und fantastisch, mit langem Rüssel und elastischen Beinen. „Ein Floh" sagte Döbler und lächelte. Meine Nachbarin lächelte auch und über die in traulicher Dämmerung befangene Versammlung flog ein schamhaftes Konzert weiblicher Ausrufungen.

So ging es in einem hin. Ich hörte, wie die Leute, welche sich par honneur amüsiren mußten, hinter und vor mir, einmal über das andere Mal ausbrachen: „Sehr interessant; — Nein diese Krystalle sind zu köstlich; — Sehen Sie nur den Durchschnitt eines Mooses!" Aber aufrichtig und lebendig wurde es erst dann, wann die Geschöpfe an der weißen Wand auch lebendig wurden, recht tolle Kapriolen machten und bal paré hielten. Dann lachte das gebildete Kassel sehr.

Döbler ſtand unter allen Achs! und Ohs! ruhig auf ſeiner kleinen Bühne, ein ſchmales, klares Geſicht mit klugen Augen und einem ſchweigend beredten Munde, von blonden Locken zierlich eingefaßt. Seine Hände veränderten und ſchoben kunſtfertig an den Gläſern des Mikroſkops, dann kam ein neue Geſtalt, ein neues Licht, eine neue Welt. Aber ich glaube, wenn er ein ordentliches Theater aufgeſchlagen hätte und ſeine Zauber-Apparate aufgeſtellt, womit er Waſſertropfen in Roſen verwandelt, das Verſchwundene wieder erſcheinen läßt und das Wirkliche verſchwinden macht, wenn er ſo recht ordentlich und mit obrigkeitlicher Bewilligung gehext hätte, wie Ferdinand Becker, Escamoteur Seiner Majeſtät des Königs von Preußen, welcher auf vieles Verlangen ſeinem Gehülfen den Kopf da capo abſchlug: dann, glaub' ich, hätte er in Kaſſel mehr Anklang und mehr Beſuch gefunden. An meiner rechten Seite ſaß ein dicker Mann mit einer ſilbernen Schnupftabaksdoſe, welcher ſehr viel und ſehr häßlich lachte: „Wenn er nur," meinte der einmal, wie das Blatt der Palmweide an der Wand ſich abſpiegelte, „bekanntere Objekte gewählt hätte, ein Viergroſchenſtück oder ſo!"

Ich war anderer Meinung und meine franzöſiſche Nachbarin zur Linken auch. Wir haben uns ſehr gefreut, wenn die bunten, brennenden Farben auf dem weißen Hintergrunde allmählig auftauchten und die weiten, ungefügigen Umriſſe ſich rundeten und ſchloſſen zu ungeahnten Geſtalten, dergleichen wir in unſerem Geſichtskreiſe nicht auffinden. Oder wenn die Tropfen eines aufgelöſten Salzes nach allen Richtungen ſich hingoſſen und ausſtreckten wie die Zweige eines Wunderbaumes, immer ſchneller und lichter, wenn mit jedem Hinblicke eine friſche, geheimnißvolle Welt ſich aufthat und ihre ſeltſamen Geſchöpfe vor unſeren Augen tanzen ließ. „Pauvres animaux!“ ſagte ſie, „warum bringen wir mit unſerer Kunſt und menſchlicher Neugier in ihre ſtillen Wiegen ein, ziehen ſie ans Tageslicht, welche die Natur in ewigem Dunkel barg, um ſie aufzujagen und am Feuer unſeres Genuſſes langſam verſchmachten zu laſſen!“ Es half nichts, daß ich ihr die Vortheile für die Wiſſenſchaft und das allgemein Intereſſante einer ſolchen Entdeckung auseinanderſetzte, ſie blieb dabei, es ſei nicht recht. Ich machte ſie darauf aufmerkſam, wie doch in der kleinen Welt des Waſſertropfens und der Käſerinde Alles gerade ſo ſei wie in

unſerer, die wir die große nennen, die einen fräßen die anderen auf und würden dick und fett davon, die anderen regten und tummelten ſich zeitlebens, ohne es zu etwas zu bringen. „Sie haben Recht,“ entgegnete ſie, „aber Könige haben ſie doch nicht. Es iſt ein Zuſtand vollſtändiger Anarchie.“ Als Döbler die Ibis-Feder zeigte, klatſchte ſie lebhaft in die Hände. „Das iſt Tricolor,“ ſagte ſie und wies auf die Farben des Bildes.

Zwei Stunden flogen pfeilſchnell herum. Döbler nahm den Deckel des Mikroſkops auf und begann ſeine Erklärung von der Konſtrukzion deſſelben. Ich hatte Gelegenheit, bei dem hellen Lichte, welches nunmehr den Saal durchſtrömte, meine Nachbarin nochmals recht genau zu betrachten. Sie war ein ſchönes Weib, mit tiefen, heimlichen Augen, ſchlank gewachſen und ſchwarz von Haaren. Neben ihr ſaß eine ältere Dame, mit welcher ſie ſich eben leiſe unterhielt. „Eine Gefahr des Entzündens iſt unmöglich,“ dozirte Herr Profeſſor Döbler und ließ das Sauerſtoffgas ausſtrömen. „Doch, doch“ ſeufzte ich bei mir ſelbſt, indem ich nachdenklich in die dunklen Augen meiner Nachbarin ſah. Sie war aufgeſtanden. „Von dem Allem verſteh' ich nichts,“ ſagte ſie zu mir gewendet,

„ich werde fortgehen.“ „„Sehe ich Sie in Kaſſel wieder?““ fragte ich zurück. „Schwerlich!“ war ihre Antwort. „Ich reiſe heute Abend noch ab, nach Brüſſel. Je vous salue, Monsieur!“

Damit hing ſich die ſchöne Geſtalt an den Arm der älteren Dame neben ihr, die Stühle rutſchten, Döbler verbeugte ſich, ich verbeugte mich, es war vorbei.

Eine Stunde ſpäter fuhr ein Poſtwagen mit blaſendem Poſtillon an mir vorüber. Ich glaubte ſie erkannt zu haben, meine linke Nachbarin aus dem Mikroſkop mit dem langen Namen, wie ſie ſich zum Schlage herauslehnte und Jemand am Wege zunickte. Aber es mag ein Traum geweſen ſein.

Ach, Herr Profeſſor Döbler, der Sie mit Ihrem Vergrößerungsglas neue Welten entdecken in einem Thautropfen und zehntauſend Geſchöpfe an einem Grashalm, können Sie nicht ausfindig machen, wohin meine kleine Franzöſin gerathen iſt?

# III.

## Der trauernde Postillon.

Eines trüben und naßkalten Julitages — eigentlich war es vorgestern, was aber der geneigte Leser der Illusion wegen zu ignoriren gebeten wird — schaute ich nachdenklich und verdrießlich zu meinem Gartenfenster hinaus. Der Regen troff in dichten Strömen von Busch und Baum, und ein kühler Wind wehte mir allerlei unerquickliche Herbstgedanken spottend in's Gesicht. Ich war verstimmt, ton- und trostlos, wie der graue kurhessische Himmel, der sich über meinem Haupte wölbte.

Plötzlich pocht es an meine Thür.

„Herein!"

Ein Bote mit zwei Paqueten tritt ein...

Kennt Ihr das Gefühl, einen Brief in den Händen zu haben, von dem Ihr nicht wißt, von wem er kommt, ſondern blos, daß er an Euch geht? Da kann das Glück mit einem Male drin ſtehen, thurmhoch, rieſengroß, eine Erbſchaft, eine gute Rezenſion, ein Paquet alter Liebesbriefe, die, wie ein ſaldirter Wechſel, remittirt werden, ein großes Loos, — eine wahre Pandora-Büchſe, aber eine des Glückes, iſt ein uneröffneter Brief.

Die meinigen zwei brachte nicht der Poſtoffizi-ant mit dem rothen Kragen, ſondern ein ganz or-dinärer Menſch; ein verkappter Bote irgend einer großen Macht, dachte ich.

„Wohnt hier Herr Doktor Dingelſtedt?"

„„So heiß' ich.""

Er übergab die Briefe, und ging ab.

Da hatte ich ſie. Zwei große Briefe, jeder mit der Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren, Herrn Dok-tor Franz von Dingelſtedt, berühmten Schriftſtel-ler — Kaſſel."

Menſchen, Chriſten, Freunde! Fühlt Ihr, ahnt Ihr mein Entzücken? Ihr, junge, bürger-liche Diplomaten, begreift Ihr, wie es thut, wenn Einer von geſchrieben wird, der nicht einmal zu

iſt, — ſondern offen für Jedermann? Und Ihr, junge, ſtrebſame Schriftſteller, ermeßt Ihr die Wonne Eines, der ſeine „Berühmtheit" nun „ſchwarz auf weiß beſitzt," und getroſt ad acta legen kann?

Ich ſchwindelte. Beide Briefe wog ich in den Händen. Der rechte — flüſterte mir mein Genius mit holdem Flötenton in's Ohr — kommt vom Fürſten Pückler-Muskau; in demſelben adoptirt er Dich und ernennt Dich zum Erb- und Gerichtsherrn ſeiner ſämmtlichen Kunſtgärten. Der linke aber, ja der linke enthält Kaſſenſcheine, ſo und ſo viel Gulden Konventions-Münze, die Dir eine edle, von Deinen Werken gerührte Seele ſchickt, um Deine Schulden zu bezahlen, und von nun an ein gottſeliges Leben zu führen.

Sphären-Muſik!!

Leider konnte ſie nicht ewig dauern. Ich beſchaute die Briefe von innen und außen; kein Poſtzeichen, kein Petſchaft, keine bekannte Handſchrift. Ich betaſtete ſie. Weich, wie eine Kaſſenanweiſung, fühlten ſie ſich an. Ich riß haſtig die Umſchläge zugleich ab, um keinem den Vorzug zu gönnen. —

Großer Gott! —

— Druckſachen — Zeitungsblätter — zwei Wochen-Lieferungen des „Humoriſten" von M. G. Saphir!

Saphir, Saphir! Dein böſer Engel wird meine getäuſchten Erwartungen in Dein ſchwarzes Buch tragen, und an jenem Tage — Du verſtehſt mich — da wir mit einander abrechnen — —

Ja! und wäre es noch ein Lob geweſen; ein Unſterblichkeits-Rezept für kranke Dichter, oder ein Hymnus auf meine ſämmtlichen Werke, ich hätte es dankbar hingenommen. Aber nein, dieſe Nummern enthielten nur den Abdruck einer „Reiſenovelle."

Nun können ſich aber meine vielliebenden Leſer keinen Begriff davon machen, wie ein gedrucktes Opus von mir meine Nerven angreift und aufregt. Wie Geſpenſter einer trüben und heitern Stunde ſtehen die ſchwarzen Lettern vor mir, alle Schärfen und Mängel des Gedachten treten verletzender heraus, das Ganze iſt wie ein Fremdes und doch Eigenes geworden, gleichſam die verkühlte und erſtarrte Lava eines glühenden Ausbruches. —

So gemahnte mich auch die „Reiſenovelle." Aber an etwas Schlimmeres mahnte ſie noch, an eine Schuld. Ich hatte demſelben M. G. Saphir, der

mir die täuschenden Blätter schickte, zugleich verheißen, eine andere Novelle nachzusenden, sobald die erste im „Humoristen" glücklich vom Stapel gelaufen sei. Und — „was ich gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen, war eine heil'ge Schuld, ich mußte zahlen!"

Armer Tell!

Gebeugt und trostlos schob ich die vielverheißenden Couverts bei Seite. Novellen schreiben, wenn der Regen vom Himmel gießt, und alle inneren und äußeren Blüten in der Kälte verhagelt sind — giebt es denn einen schwereren Beruf? Aber meine „Schuld" drückte. Das Zimmer wurde mir zu eng; ich faßte ein Herz, und schlenderte unter meinem Paraplui gedankenvoll zum Holländischen Thore hinaus. Leute, die in Kassel bekannt sind, d. h. unbekannte Leute, wissen, wo das Holländische Thor ist.

An die Landstraße wollte ich mich legen und lauern. Jedem Vorübergehenden setzte ich die Pistole auf die Brust. „Herr, ein Abenteuer!" — „Mein Fräulein, ich bitte Sie um einen großen Gedanken!" — Aber es waren lauter ganz ordentliche Menschen, die kein Abenteuer und keine Gedanken hatten. Guten Muths schritten sie ih-

res Weges dahin, ein Jeglicher zu seinem Geschäfte, die Handwerksburschen singend und jubilirend, die Dienstmägde mit freundlichem Schmunzeln, sich hoch aufhebend, um die weißen Strümpfe nicht zu beschmutzen... Ach, Alles war eitel Ruhe und idyllisches Behagen; nur ich allein stand mit meinen Mordgedanken, mit der drückenden Novellen-Schuld an der Landstraße, und wartete.

Das Warten ist überall ein gut' Ding. In Kurhessen ist es aber ein Wunder.

Mittlerweile hatte der Regen so ziemlich nachgelassen: feine Tropfen sprühten noch bloß vom Himmel hernieder, seine Schleier zerrissen, und durch die leichten, davonziehenden Wölklein brachen die strahlenden Liebesblicke der neigenden Sonne. Vor mir aber baute sich der breite, glänzende Bogen der Iris von einem Berg zum andern aus, als wolle sich mir dorten ein Thor des Friedens und der Versöhnung öffnen, wodurch ich einziehen könnte in ein besseres Land ohne Novellen und ohne Schulden. Ich war sehr wehmüthig, zumal, da meine Füße, die eben an keine großen Wanderungen gewöhnt sind, schon eine Stunde von der Stadt mich schmerzlich an die Unvollkommenheit alles Irdischen erinnerten.

Auf einmal hörte ich hinter mir das Rollen eines Wagens. Melodiſches Quellen-Gerieſel für den Wanderer in der Wüſte! Ich wandte mich um. Eine leere Extrapoſt-Chaiſe kam den Berg herangekrochen, zur Seite ging der Poſtillon, geſenkten Hauptes, ohne mich gewahr zu werden.

Gefunden, jubelte ich! Du ſetzeſt Dich ein, der Poſtillon bläſt, Du erfährſt, Du erlebſt, Du erdichteſt Reiſeabenteuer; vom Himmel fallen ſie Dir zu, die Vorübergehenden werfen ſie dir in den Wagen, Du biſt gerettet. Ja, geächt biſt Du an jenem Shylock-Saphir, der Dir ein Pfund Seele ausreißen will, dadurch, daß Du ihm gerade eine Poſthorn-Fantaſie zuſendeſt, woran er ſeinen gottvergeſſenen Witz ausgelaſſen. Ahnt denn auch jener humoriſtiſche Novelliſten-Werber, was ein fühlendes Herz bei den Klängen eines Poſthorns bewegt? Welche Sehnſucht in die Ferne, welcher Duft, welcher Klang!

„Blaſe, Schwager, blaſe!“

Aber der Schwager blies nicht. Er ſah mich groß und verwundert an, ſchüttelte mit dem Kopf, und wollte ſeines Weges fürbaß ziehen. So leichten Kaufes durfte ich ihn nicht entrinnen laſſen, ich drang in ihn, er möge mich einnehmen, und

nur eine Stunde weit bis in den frischgrünen Wald da droben fahren.

„Geht nicht an, lieber Herr!“ erwiederte er abermals mit seinem traurigen Kopfschütteln und klopfte seine Pfeife seufzend aus.

„Nur die wenigen Schritte“ —

„Ist gegen die Postordnung. Ach, der Herr weiß nicht, wie streng sie da drüben sind, und wie ein armer Postillon, wenn er zudem schon mit einer Schuld“ —

Wiederum Schuld! Mußte mir denn das furchtbare Wort auf allen Tritten nachschleichen?

„Was hast Du denn, Schwager?“

Er sah mich mißtrauisch an. Sein Gesicht hatte etwas Rührendes in dem schmerzlichen Blicke der treuen, einfältiglichen Augen, die starken, frischen Züge des Burschen schienen von einem geheimen Kummer umwölkt. Mich überraschte der Eindruck, den er auf mich machte.

„Was kann Ihnen daran liegen,“ sagte er nach einer Pause, „wie es einem armen Schlucker, wie unsereinem, in der Welt geht? Sie sind ein glücklicher, ein vornehmer Mann, Ihnen geht nichts ab, Sie wissen nicht, wie die Schuld“ —

„Menſch, höre auf mit Deiner Schuld! Weißt Du was? Wenn Du mit Deiner übertriebenen Gewiſſenhaftigkeit die paar Groſchen Verdienſt von Dir weiſeſt, ſo laß uns wenigſtens zuſammen die Ecke hinaufſchlendern. Deine Gäule haben Ruhe, Du erzählſt mir, wir werden gute Freunde.“

„Mir kann's ſchon recht ſein,“ entgegnete der Schwager.

Ich bot ihm zur Abwechſelung eine Cigarre aus meinen Etui an, er rauchte, ward zutraulich, geſprächig, erzählte:

„Sehen Sie, ich war ein zufriedener Kerl, wie Sie mich da ſehen, noch vor vierzehn Tagen. Ich hatte ein Mädchen in unſerem Orte, in Hofgeismar, wiſſen Sie, das mir gut war, und in drei Monaten ſollte die Hochzeit ſein. Sie brachte mir von den Alten ein Paar Thaler zu, mein Verdienſt kam dabei und was ich mir ſeit ſechs Jahren erſpart habe, wir konnten ein Leben führen, wie die Engel im Himmel. Dazumal ſtand ich noch gar gut bei dem Poſtherrn angeſchrieben.“

Er hielt inne, als ſchäme er ſich, fortzufahren.

„Ich hatte ſogar den Streifen.“

„Was heißt das, den Streifen?“

„Nun, wiſſen Sie, wer gut bläſt und auch ſon-

ſten ſich ordentlich aufführt, auf ſeine Gäule ein gutes Stück hält, ſich — ſich nicht — ſo betrinkt — der kriegt hier an der Uniform, dicht über dem Aufſchlag am Aermel, einen rothen Streifen.“

„Da hat er geſeſſen,“ fuhr er plötzlich heftig heraus und ſtieß mir ſeinen Aermel beinahe in die Augen, indem er auf eine kahle Stelle an demſelben hinwies.

„Aber,“ tröſtete ich ihn, „das hat ja weiter nichts zu bedeuten, ein Streifen am Aermel weniger oder mehr!“

„Donnerwetter, Herr! Meinen Sie, wir geringes Pack hätten keine Ehre im Leibe? Und dann, es brachte drei Thaler Zulage im Monat. Bei uns geht Alles ein Bischen knapp.“

„Nun, wie kam's denn aber?“

„Jetzt iſt Alles vorbei, Alles vorloren, Alles im — Heute vor vierzehn Tagen, juſt vierzehn Tage ſind es — Dazumal, wenn Sie ſich noch beſinnen, kam der Prinz von Oranien bei uns durch, der von Holland, wiſſen Sie wohl! Wir hatten drei Extra, zwei mit vieren, eine mit ſechſen. Ich war bei der ſechſe, ich und — Hannjoſt.“

Er knirſchte den Namen zwiſchen den Zähnen und ſpie ingrimmig aus.

„Wer iſt Hannjoſt?“

„Auch Poſtillon bei unſerem Herrn, aber ein Hallunke, mit Reſpekt zu ſagen. Nun warte!“

„Was hattet ihr denn zuſammen?“

„Wir fuhren alſo die ſechſe, er auf dem Vorderpferde, ich hinten. Abends ſetzte es gute Trink-Gelder, drei harte Thaler kriegte Jedes von uns — Gott lohne es dem Oranien-Prinzen! Der weiß einen rechtſchaffenen Poſtillon noch zu äſtimiren!“

Er knallte mit der Peitſche.

„Ehe wir aus Kaſſel zurückritten, fütterten wir erſt ein Bischen. Hannjoſt und ich gingen erſt in eine Schenke, um einen zu trinken. Na, daran iſt nichts Unrechtes, nicht wahr?“

„Beileibe nicht, zumal an einem ſolchen Tage!“

„Sagte juſt Hannjoſt auch, der Racker. Darauf nöthigte er mir noch eins auf, zur Geſundheit des Prinzen. Ich trank. Noch eins, daß unſer Herr bald neue Pferde anſchaffen ſollte. Ich trank wieder, denn das thut uns, weiß Gott, noth. Noch eins, ich weiß nicht mehr worauf, zuletzt eins auf meinen Schatz!“

„Da konnteſt Du nicht fehlen!“

„Hätte es thun ſollen, lieber Herr! Kannte ja den falſchen Racker! Aber wenn man ſo einmal im Feuer drin ſitzt!“

„Um eilf Uhr Abends ritten wir aus Kaſſel, ich meine vier Gäule an der Koppel, er mit zweien voraus. Die Andern waren ſchon weg. Es war eine warme Nacht, recht zum Begießen eingerichtet. Am Holländiſchen Thore begoſſen wir noch ein Paar Male und unterwegs“ —

„Ach, daß ich's nur kurz mache! Weiß der Satan, was Hannjoſt mit mir angeſtellt hat? Aber andern Morgens wache ich im Stalle auf, mein Herr ſteht vor mir und ſchimpft wüthend auf mich ein. Hannjoſt ſchlich eben aus der Stallthüre. Da war mein Hut geſtern Nacht verloren gegangen, mein einer Sporn zerbrochen, das neue Collet, das wir dem Prinzen zu Ehren anhatten, über und über voll Flecken, und mein Handpferd hinkte, der Henker weiß, wovon. Da hatten wir den Bettel.“

Der Arme ſeufzte und hielt die Pferde an, daß ſie auf der Höhe verſchnaufen ſollten. Mir that es von Herzen leid und ich drang in ihn, mir das Ende ſeiner Schuld nicht vorzuenthalten.

„Nun, das kann ſich der Herr von ſelber leicht einbilden. In acht Tagen war es da von Kaſſel, daß mir der Streifen genommen wurde; Strafe mußte ich obendrein zahlen. Das iſt aber noch lange nicht das Aergſte. Hannchens Aeltern ſind ſtrenge, wiederſpänſtige Leute. Wie die von meinem Weſen hörten, ſagten ſie mir das Mädchen rund und ſtumpf ab. Der Alte wies mir die Thüre, „denn," ſagte er, „einen Saufer und Raufer" — Aber Hannchen ſtand oben am Bodenfenſter und trocknete die Augen mit der Schürze und winkte 'runter, als wie, ſie bliebe mir doch gut und es ſolle dem Hannjoſt nichts helfen."

„Wie ſo denn?"

„Nun ſind Sie denn ſo ſchwer von Begriffen? Der hat ja Alles expreß angeſtiftet, weil er dem Mädchen nachſtellte. Das wäre ſo ein Freſſen für den Kerl! Der katzenbuckelte nun bei dem Herrn — Gott wird —!"

In der Wuth hieb er auf ſeine Thiere, ſtatt auf Hannjoſt. Die Hufe griffen aus. „Schwager!" rief ich, „ſo halte doch!" Er hielt.

„Mache es der Herr kurz! Es iſt Zeit, daß ich heim komme, damit Sie nicht etwa wieder in

Geismar denken — Und Hannchen wartet auf mich! Heimlich ſitzt ſie immer am Fenſter" —

„Und Du meldeſt Dich mit dem Horn?"

„Keinen freiwilligen Ton in's Horn, bis hier der Streifen wieder ſitzt!" betheuerte er. „Aber Hannchen," ſetzte er ſchmunzelnd hinzu, „Hannchen kennt mein Geſpann am Tritt und meine Peitſche am Knall."

Zarte Symbolik der Liebe, nicht minder rührend, als der Selam der Orientalen oder eine Berliner Blumenſprache!

Der Menſch gefiel mir. Ueberall Leid, ſagte ich ſeufzend zu mir ſelbſt, ſogar in dem engſten und beſchränkteſten Leben. Aber überall auch Liebe!

Mir ward ſehr wehmüthig. Der gute Burſche kam zu ſeinem Hannchen, und ich, wenn ich heimkehre, in meine Studierzelle, an einen Schreibtiſch, wo ein leeres Blatt mich furchtbar an meine Schuld mahnte.

„Grüße Hannchen!" ſprach ich zu dem Poſtillon und drückte dem Ueberraſchten die Hand, auch eine Kleinigkeit hinein für Hannchen. Ehe er etwas erwidern konnte, wandte ich mich um und eilte ſchnell die Straße hinab. Ich dachte an

Hannchen, an den Schuldigen, an meine eigene „Schuld" — und ſiehe da! wie ich eines Morgens darauf aufwachte, war das leere Blatt über Nacht geſegnet und jene getilgt worden.

# IV.

## Boa Constrictor.

„Wie, Herr Doctor! von einem Ungeheuer wollen Sie uns unterhalten?“ sagte die Frau Räthin, als ich den Titel der Erzählung pathetisch vorgetragen hatte.

„Und doch, gnädige Frau! — von einem Ungeheuer — eben von einer Boa Constrictor....“

„Am Ende ist's nur eine Kritik der Spindlerischen Boa,“ meinte ein sehr belesenes Fräulein, und warf eine höhnische Seitenbemerkung auf die recensionssüchtige und productionsarme Literatur der nächsten Gegenwart.

Ich duldete schweigend und begann:

„Eines schönen Winterabends — Sie sehen, ich bilde mich ganz nach Wachsmann und andern

„beliebten Erzählern" — fuhr über die ſtille Schneefläche einer heſſiſchen Berggegend ein Bauernkarren mit zwei rüſtigen Braunen beſpannt. Der Führer ging nebenan, um ſich zu erwärmen, und ſang in die friſche Dezemberluft ein helles Liedlein hinaus.

Hanns war in der Stadt geweſen und hatte guten Markt gehalten. Fröhlichen Muthes kehrte er eben heim. Seine Straße führte durch einen tief verſchneiten Hohlweg, worin er nur langſam, Schritt vor Schritt, vorrücken konnte. Die Dämmerung war bereits eingebrochen und auf dem Schnee ſpielten graue Lichter und leichte Abendwinde.

Auf einmal hielt Hanns ſtille, die Pferde natürlich auch; denn —

Quer über den Hohlweg, kaum zwanzig Fuß vor ihnen, lag ein dunkler Streif, beweglich, wie es dem Bauern ſchien, auf dem Schnee hin und her ſchwankend, rund, faſt wie ein dünner Baumſtamm anzuſehen.

Was iſt das?

Hanns kannte Weg und Steg; kein Stein, keine Ecke war ihm fremd. Wie kam das graue Ding — er hat es nie zuvor geſehen — auf die einſame Straße? Er blickt genauer hin. Das

bewegt ſich, ringelt ſich, ſchießt auf und ab, rückwärts, vorwärts, hebt den Kopf, — ein Thier iſt es, ein Thier, ja eine Schlange, eine ungeheure Schlange, eine Rieſenſchlange.

Heſſen iſt ein frommes Land, Schlangen erzeugt es nicht, aber Tauben ohne Falſch und viele, viele Gänſe. Hanns wußte das, er liebte ſein Vaterland darum; wie kam auf einmal das Ungethüm hierher, die Schlange, dergleichen er wohl zu Kaſſel, als er ſeine drei Dienſtjahre abgehalten, zuweilen geſehen hatte, wenn es Meſſe war; wie kam dieſe Rieſenſchlange in ſein Paradies?

Er fürchtete ſich und begann Rath zu halten. „Darauf zufahren — daß mich ein Mäuslein biſſe! Meine Pferde und mein Leben ſind mir zu lieb!“ Aber umkehren, die gute Stunde bis zum nächſten Dorfe noch einmal machen, mit den müden Thieren, durch tiefe und unwegſame Pfade? — Hanns kratzte ſich unter der Pelzmütze wehmüthig hinter den Ohren. Er hätte weinen mögen. Eine Viertelſtunde hinter dem Hohlweg, da lag in tiefem Frieden ſein Dorf, ſeine „väterliche Hütte,“ wie Matthiſſon gefühlt haben würde. Er hörte die Hunde bellen, er dachte ſich, wie ſeine

Frau mit der Bierſuppe am heißen Ofen harren würde, wie die Kinder und die jungen Hühner, wie die Spanferkelein alle in der Stube ſo vertraulich umherkröchen. An das alles gedachte er und ſeufzte.

Aber die Rieſenſchlange that einen Schuß auf ihn zu. Er ſchrie laut auf, riß ſeine Pferde haſtig herum, ſchlug darauf, und fort ging es, deſſelben Weges zurück. Der Schnee ſtob unter den Hufen der keuchenden Thiere, und Hanns trabte athemlos neben her, ohne ſich umzuſchauen, bis er eine gute halbe Stunde von dem Hohlweg entfernt war. Nun wagte er's, ſtand ſtill, ſchielte ſcheu über die Schulter.... Nein, die Schlange hatte ihn nicht verfolgt Er ſchöpfte Athem und fuhr etwas ruhiger auf das nächſte Dorf zu. Im Wirthshauſe deſſelben ſaßen gerade die Notabeln des Dorfes zuſammen, ſpielten Schafskopf und tranken Kartoffelbranntwein. Schon daran hätte ſie ein Fremder als gute Heſſen erkannt, nämlich nicht am Schafskopf, ſondern am Fuſel. In Heſſen beginnt die Spiritus-Region, wenn man nach Getränken mißt; durch Heſſen geht die Schneelinie, oberhalb Branntwein, unterhalb Bier und Landwein.

Sich schüttelnd vor Frost und Schauer, trat Hanns in die durchqualmte Stube. „Ei guten Abend!“ Und: „Wo kommst Du denn noch so spät wieder her?“ So empfingen ihn die verwunderten Gäste. Hanns erzählte unter Heulen und Zähneklappern. Seinen Zuhörern sträubte sich das Haar, sie glaubten nicht eher, bis Hanns geschworen und geflucht, dann entsetzten sie sich und schrien Zeter.

„Eine schöne Zucht im Lande! Solches Vieh wild laufen zu lassen! Als ob die Stände in Kassel nichts zu thun hätten!“

Aber der Schulmeister, der auch in der Ecke gesessen hatte, und mit dem Bürgermeister „Hundert und Eine“ spielte, auf daß die Honoratioren fein unter sich blieben; der Schulmeister schüttelte still mit dem Kopfe: denn er war ein Freigeist.

„Meine Herren!“ sagte er — weil er einmal bei seinem Examen in Kassel bei den Landständen hospitirt hatte, verstand er sich sehr auf parlamentarische Redeweise — „Meine Herren, ich stimme nicht dafür, daß es eine Riesenschlange sei. Diese — Boa Constrictor, wie mein Rafi sie nennt — kommt nur in sehr heißen Ländern vor. Wir aber

leben, dem Himmel ſei es gedankt, in einem gemäßigten Striche."

„Gemäßigt", murmelte der Forſtlaufer, ein verkappter Franzoſenanhänger. „Schöne Mäßigung das! Sieben Mond' Winter, fünf Mond' ſchlecht Wetter!"

Der Bürgermeiſter wandte gegen des Gelehrten letztes Argument mit vielem Scharfſinn ein: „Aber, Herr Schullehrer! wenn nun Hanns das Ding da wirklich geſehen hat? Sollte es denn nicht vorkommen? Paſſirt ſo Manches im Lande, was juſt nicht gemäßigt iſt, zum Exempel der große Schnee im letzten April, oder aber die Cabinets-Ordre gegen unſere Schnurrbärte" ....

Betroffen ſtarrte der Schulmeiſter ſeinen Gegner an. Er ſann nach, er trank, er ſchwieg. Endlich rief er aus: „Meine Herren! Ich trage darauf an, daß welche von uns deputirt werden zur Unterſuchung des ganzen Factums! Herr Bürgermeiſter, wir ſind uns das ſchuldig! Ich mache Sie verantwortlich, ſich und Ihre Gemeinde nicht vor dem Herrn Landrathe zu compromittiren!"

Bei dem Titel eines Landrathes nahm der Jugendfreund ſeine ſchwarze Mütze ab. Denn der Landrath unterſuchte alljährlich die pädagogiſchen Zuſtände ſeines Kreiſes gewiſſenhaft.

„Faxen!“ ſchrie der Forſtlaufer. „Wißt Ihr was? Ich gehe hin und rufe den alten Brakel. Brakel iſt, wie Ihr wißt, mit in Pinſelfahnien geweſen damals, wann war's, Herr Schullehrer ...?“

„Anno, anno ... Nun, lieber Herr Forſtlaufer, Sie wiſſen wohl, bei der Expeditio nach Amerika. Indeſſen ſagt man: Pennſylvania, nicht Pinſelfahnien, lieber Herr Forſtlaufer! mit Erlaubniß zu reden!“

Er nahm die Mütze ab und räusperte ſich. Der Waidmann fuhr fort: „Brakel geht mit, ich nehme meine Doppelflinte, Ihr Eure Heugabeln und Stangen. Sorgt für Laternen und für — einen kleinen Nachttrunk! Na, Adjes derweil'! In zehn Minuten geht's los!“

Er ging hinaus. Die Schwarzwälder Uhr in der Gaſtſtube ſchlug gerade ſieben. Es war demnach vollends dunkel, als die Schaar der Dorfbewohner, Hanns und den amerikaniſchen Invaliden an der Spitze, den Gemeindevorſtand und ihren Gelehrten in der Mitte, alſo in derſelben Ordnung, worin damals in Aegypten die Franzoſen marſchirten, gewaffnet mit Piken, Stangen, Seitengewehren und Laternen gegen die Boa Conſtrictor im Hohlwege aufbrach.

Eine feierliche Stille begleitete den dunkeln Menschenknäuel. Einer Lawine würde ihn ein Romantiker verglichen haben, die sich in dumpfem Schweigen über ein ahnungslos schlummerndes Thal ausgießt. Nur der Forstlaufer, der gottvergessene, pfiff die Marseillaise, und noch dazu grundfalsch.

Anderthalb Stunden brauchte der Zug, bis er der Stelle nah gekommen war, wo die Boa Hannsen erschienen war. Brakel gebot Halt, — Regimenter fesselt das starre Commando. — Ein Kreis schloß sich um ihn.

„Sie ist noch da", flüsterte der Pinselfahnier, „dort krümmt sie sich. Na, warte!"

Scheue Blicke folgten der Richtung seines Zeigefingers. Ja, sie lag noch da, die Riesenschlange, in sich gekauert, dann und wann den Kopf oder den Schwanz in die Höhe reckend, schrecklich anzuschauen auf dem weißen, unheimlich funkelnden Schnee.

„Hätte dieses leichtsinnige Thier sich nicht entfernen können, als es sein Verderben nahen hörte?" Also seufzte der Kinderfreund, der auch keiner Schlange übel wollte, der Edle!

„Halten Sie zu Gute, Herr Lehrer!“ bemerkte Brakel. „In der Kälte sind die Schlangen gleichsam starr, je heißer, desto lustiger. In Amerika hab' ich ihrer viele gesehen, und verstehe mich auf Lebensart mit Schlangen. Oft, wenn wir so dahin marschirten und vor Herzeleid mit den Zähnen klapperten, klapperten die Bestien zu unsern Füßen mit dem Schwanze.“

Der Forstlaufer, blutdürstig, wie er war, unterbrach den Redeseligen. „Alleweil', Kinder, habt Acht! Erst noch einmal rund getrunken! Nun, Courage! Brakel mit sechs Mann in die rechte Flanke; Ihr stecht mit den Gabeln darauf los. Ich bin die Artillerie, halte auf die Mitte. Der Rest von uns links am Wege herauf, dort herunter mit Knitteln und Stangen gehauen! Vorwärts marsch; aber Alles in Ruh', auf den Zehen! Alleweil'!“

Seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt. Der Schulmann hielt sich an den Waidmann, der aus der Ferne feuern wollte; der Bürgermeister kletterte rechts am Hohlwege hinauf, verschanzte sich bis an die Waden in Schnee, und dachte, von oben den Angriff zu leiten und Alles, Behufs

eines demnächſtigen Berichtes an den Landrath, zu überſchauen.

Tiefe Stille. „An die Rippen pocht das Männerherz.“

„Herr Forſtlaufer!“ flüſtert der Amerikaner herüber, indem er ſammt ſeinem Détachement Halt macht. „So eine hab' ich all' mein Lebetag' noch nicht geſehen. Die iſt haarig über und über!“

„Eine neue Species“, ſtöhnte der Schullehrer und klapperte mit den Zähnen.

„Ei was! Augen zugemacht! Ich zähle! Bei drei zugehauen, losgedrückt, ausgeſtochen! Achtung! Eins, zwei, drei!!“

Lautes Getöſe, Flintenknall, Geſchrei, Geſtampfe, Geraſſel, darauf lautloſe Stille. Das Schlachtfeld war ſtumm, wie zuvor. Die Schlange regte ſich aber nicht mehr, des Forſtlaufers Kugel hatte den Rieſenleib in zwei Theile zerriſſen, deſſen rechten die Heugabeln der Brakel'ſchen Cohorte in den Schnee bohrten, während der linke Flügel unermüdlich auf die linke Hälfte des Feindes losdroſch.

„Halt! Laternen vor! Mit Vorſicht nahe gerückt!“ Der Forſtlaufer commandirte, man folgte; ganz nahe kamen ſie dem überwundenen Lindwurm,

ohne daß ein Zucken oder Ziſchen Zeichen eines noch vorhandenen Lebens gegeben hätte.

„Sie iſt todt!“ jauchzte der Pädagog, — „Hölle, wo iſt nun Dein Sieg? Boa, wo iſt nun Dein Stachel?“

Der geſchlagene Feind wurde bei'm Scheine der Laternen beſichtigt. Man drehte ihn im Schnee hin und her, man wälzte ihn auf den Rücken.

„Hm, hm!“

Allgemeines Kopfſchütteln. Keiner wußte aus dem Dinge klug zu werden. Der Schulmeiſter wollte wiſſen, wo denn nun der Kopf und der Schwanz ſei, da beide Enden ſich auf ein Haar ähnlich. Der Waidmann wunderte ſich, daß kein Blut den Schnee gefärbt habe, welches Bedenken aber der Amerikaner durch die Verſicherung entkräftete, die Schlangen bluteten alle nach inwendig.

„Erlauben Sie, Herr Vice-Corporal Brakel!“ ſagte der Gelehrte, ſeine ſchwarze Mütze abnehmend. „Die Schlangen haben gar kein Blut wie die Zeugethiere, alſo genannt, weil ſie lebendige Jungen erzeugen, noch auch rothes, kaltes Blut, wie die Hechte und übrigen Meerfiſche, ſondern bloß einen weißen Saft“ ...

„Ach Du lieber Gott!“ rief auf einmal Hanns mit kläglicher Stimme dazwiſchen. „Das iſt ja gar keine Schlange! Das iſt ja ein ſolcher Pelzwurm, wie ihn die vornehmen Weibsleute den Winter um den Hals tragen. Weiß nicht, wie ſie das Dings in Kaſſel getauft haben. Aber geſehen hab' ich eins alle Tage, wenn ich meinem Hauptmann die Röcke ausklopfte. Die Frau Hauptmännin hatte eins und das hing immer an der Thür, und da habe ich's ſelber 'mal angepackt.“

Abermals beſichtigte der erſtaunte Kreis von Landleuten den zerhauenen Feind. Man war keineswegs zufrieden mit der Aufklärung des ehemaligen Soldaten.

„Habe gleich geſagt, mit den Haaren“, murmelte der Pinſelfahnier — „Das blutloſe Ding!“ der Forſtlaufer — „Eine Schlange ohne Kopf“, der Schulmenſch. Alle aber fielen über Hanns her, daß er ſie um der Lumpenſchlange willen hätte in Ruhe laſſen können. „Stört der Eſel meine nachtſchlafende Zeit“, ſagte der Amerikaner. „Und uns im Schaafskopf!“ repetirte Chorus. „So ein Haſenfuß!“ fügte würdevoll der Bürgermeiſter hinzu, der indeß von ſeiner Höhe herabgeſtiegen

war, und ſetzte ſeinen Fuß mit verächtlichem Stolze auf den Nacken des vernichteten Lindwurms.

Man kam darin überein, nach Hauſe zurückzukehren; Hanns ſollte jedoch im Wirthshaus noch eins zum Beſten geben. Das erlegte Wild las man in einzelnen Fetzen vom Schnee zuſammen, und dieſe ſteckte der ſchnellfüßige Nimrod mit der Verſicherung in ſeinen Dachsranzen, daß er ſich mit den Enden die Fenſter ſeiner Dienſtwohnung flicken wollte, bis auf's nächſte Frühjahr die Commiſſion käme und neue einſetzen ließe. —

„Alſo eine Boa war es?"

Ja meine Damen! eine unſchuldige Boa, eine in Reſidenzen von gutem Tone ganz herabgekommene, penſionirte Boa. Und doch hatte ſie in dem heſſiſchen Hohlwege noch Wunder gewirkt! Welche Betrachtungen ließen ſich nicht daran knüpfen!?

Statt deſſen will ich Ihnen lieber im zweiten Theile meiner ganz wahrhaftigen Novelle erzählen, wie die Boa in den Hohlweg kam. Zum Belege dieſes zweiten Theils kann ich Ihnen ein Packet heſſiſcher Akten und eine Anzeige aus dem Provinzial-Wochenblatte unter der Rubrik „Verlorene Gegenſtände" vorlegen.

Nach Hause wollte ich nicht, den Rhein hatte ich schon gesehen; da schritt ich denn nach eigenem Gefallen, Herr meiner Zeit und eines frischen Wechsels, dem Thüringer Walde zu. Es fand sich außer meinem treuen Pudel gerade kein Begleiter, der mir angestanden hätte. Meine Freunde wanderten meist heim nach den Fleischtöpfen der lieben Mama, oder sie schlichen auf staubiger Chaussée an den Herrlichkeiten der Natur vorüber, in große, kalte, volle Städte, wo sie ein gutes Wirthshaus oder eine berühmte Oper fanden.

Das ist aber meine Manier nie gewesen. Ich mag nicht reisen, wie sentimentale Primaner, die auf jedem Berge eine Thräne fallen lassen und in jedem Fremdenbuche eine Dummheit, — noch auch wie einsiedlerische Britten mit krankem Magen, leerem Herzen und vollem Theekessel, — endlich nicht wie hungrige Künstler, um eine gute Aussicht für ein Skizzenbuch oder eine abgedroschene Volkssage für die darbende Muse zu erhaschen. Ich laufe gern allein herum, bald durch Städte und Dörfer, mich froh unter ihre frohen Bewohner mischend, bald am warmen Busen der Natur eine stille Stunde verträumend, wie es so gerade Ort und Zeit und Laune mir zuführt. Und wenn ich

einmal ein Liedchen unterweges mache, ſo denke ich nicht gleich an den Verleger dafür, ſondern ich ſinge es eben, wie es meine Begleiter, die Vögel im Walde, mir vorgeſungen.

So hatte ich denn ſchon eine ziemliche Strecke des Gebirgs durchwandert, auf dem Inſelsberg einen Sonnenaufgang verſchlafen, die Wartburg fromm begrüßt und mich auf den unterirdiſchen Gewäſſern der Liebenſteiner Höhle gewiegt — aber der Reiſedurſt, der mich aus der engen Studirzelle getrieben, war immer noch nicht geſtillt. Da führte mich eines Abends, nachdem mich der Thüringer Wald ſchon lange in ſein eigentlichſtes Heiligthum aufgenommen hatte, mein Weg durch eine köſtliche Hochebene deſſelben. Ein klarer Waldbach lief munter und geſchwätzig neben mir her, die Schatten der ſchlanken Buchen fielen lang und maleriſch auf die ſchwellende Wieſe und die fernen Bergeshäupter brannten wie ewige Opferaltäre in den letzten Strahlen der Sonne. Hoch am Himmel gingen leichte Wolken, und mir war es, als ſollte ich auf ihren Flügeln die ganze Erde umkreiſen — ſo frei und ſo friſch fühlt' ich mich in dem Augenblicke.

Mit einem Male bog der Fußpfad, der sich allmählig der Tiefe etwas zugesenkt hatte, um eine schroffe Waldecke und eröffnete mir die Aussicht in die freundliche Beschränkung eines Thales, dessen Anblick mich wunderbar berührte. Es breitete sich dicht vor mir aus, der Herbst hatte seine besten Farben und Früchte darüber hingegossen und die Abendsonne lag gerade mit den warmen, weichen Flügeln auf der entschlummernden Ebene.

Es war nun eben ein Thal, wie andere Thäler auch, von Bergen begrenzt, durch ein Flüßchen getheilt, mit ein paar Dörfern besetzt — aber mochte es das Unerwartete seiner Erscheinung sein, oder die unverkennbare Aehnlichkeit mit dem lieben, fernen Vaterlande: ich stand wie bezaubert still auf meiner Höhe und verschlang das friedliche Bild mit brennenden Blicken. Und in derselben Minute, wo der Gedanke an die Heimath mich so plötzlich und mächtig berührt, höre ich meinen Namen dicht neben mir mit dem Tone der höchsten Ueberraschung laut ausgerufen. Erstaunt, erstarrt wende ich mich zur Seite; ich glaubte nicht anders, als einer der entfernten Lieben müßte nun aus dem Gebüsch treten und mich stumm und zitternd in die Arme ziehen — —

Das war es nun nicht; allein mein Auge fiel auf eine Gruppe, die keine Zeit aus meinem Gedächtniß verwischen wird.

Rechts von dem Wege, welchen ich gekommen, und durch dessen Krümmung mir bisher verborgen, dehnte sich in allmähliger Absenkung zum Thale ein Kirchhof aus, der wohl zu dem nächstgelegenen Dorfe gehören mußte. An der einen Seite desselben, mir dicht gegenüber, stand in dem tiefen Schatten einiger Linden ein steinernes Gebäude mit runder Kuppel, durch Manier und Zierrathen als Erbbegräbniß einer vornehmen Familie kenntlich. Die Pforte des Hauses war weit geöffnet und dicht davor saß ein engelschönes Mädchen von vielleicht vier Jahren, — das blühende, rosige Leben an der Schwelle des Todes. Das Kind hatte einen Kranz von Astern in der Hand, mit dem es sinnig spielte, die Augen waren tief niedergeschlagen, die blonden Locken flogen leicht und lose um das liebliche Gesichtchen und die feinen Lippen schienen sich in kindischem Selbstgespräche zu bewegen.

Ich hatte kaum Zeit, das Kind in's Auge zu fassen; denn näher zu mir und seitwärts gewahrte ich eine männliche Figur, wie es schien, eben auf-

gefahren aus tiefen Gedanken, — Entsetzen und Entzücken in dem sichtlich bewegten Antlitz verschmolzen, die Hände nach mir ausgebreitet, wie zu frohem Empfange, die ganze Stellung wie versteinert. Dabei rief er in demselben Moment, in dem ich umkehrte und das ganze mir bis dahin verdeckte Bild mit den Blicken überflog, mit demselben Tone der Freude, wie vorhin: Franz, Franz! zu mir herüber.

Ich wußte nicht, wie mir geschah. Dort die treue Copie der fernen Heimath in wildfremden Umgebungen, — hier ein ganz unbekannter Mann, die Arme mir entgegenbreitend, meinen Namen auf den Lippen — mir schwindelte.

Das war alles eine Secunde. Dann trug mich ein rascher Sprung über die niedrige Kirchhofsmauer; die Gestalt stürzte mir entgegen, stand still, starrte mich an und verhüllte laut weinend das Angesicht mit beiden Händen. Meine Verwirrung war wirklich grenzenlos. Der überraschende Zauber der ersten Minute, des Ortes ernste Umgebungen stürmten auf mich ein. Jedoch ließ mich eben der Boden, auf dem ich stand, und die Figur vor mir einen großen Schmerz und eine schwere Täuschung wohl ahnen.

Das Kind war aufgesprungen und eilte auf den Mann zu. „Nicht mehr weinen, Papa!“ flüsterte es mit scheuen Blicken auf mich, sich ängstlich an den Vater schmiegend, und dieser hob es auf seine Arme und küßte es mit immer heftiger stürzenden Thränen.

„Wer Sie auch sein mögen, junger Mann!“ wandte er sich dann in möglichster Fassung zu mir, der ich rath- und thatlos dagestanden hatte, wie ein erweckter Nachtwandler, „verzeihen Sie dem Schmerze eines Vaters, den Ihre Gestalt ... und der heutige Tag ... plötzlich überwältigten ... vergeben Sie ...“

Er redete abgebrochen, ich redete gar nicht. Gott weiß, wie es kam — aber ich blieb und wir waren noch keine Stunde zusammen gewesen, da waren wir Freunde. Das Schicksal hatte zwei Menschen, die sich nie gesehen, durch einen Abend inniger verbunden, als es sonst Jahre vermögen. Der Mann hatte sein Herz vor mir ausgeschüttet und an meiner Brust geweint.

Hier ist es, was er mir in jener unvergeßlichen Stunde anvertraute. Ich gebe es, wie ich es empfangen, ohne Zusatz und Schmuck. Selbst wenn ich ihm solchen zu geben verstanden hätte, ich

würde an die Geschichte des Unglücks die künstelnde Hand nicht gelegt haben; sie war ja in seinem Munde so schön und so rührend und so ehrwürdig.

Hier ist sie.

* * *

Graf *** war in seiner Jugend gewiß von wunderbarer Schönheit gewesen, und es schien, als ob mehr ein langer Schmerz die hohe Gestalt niedergebeugt und das edle Gesicht durchfurcht hätte, als das halbe Jahrhundert, das beinahe über ihm dahingegangen war. In jüngern Jahren hatte er als Militair in **schen Diensten gestanden und sich sehr früh vermählt. Seine Gemahlin starb jedoch bald und hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Franz mit Namen, dem Vater doppelt theuer als ihr Vermächtniß und ihr Ebenbild. Mit ihm hatte er sich auf das Stammschloß seiner Familie, eben das im Thüringer Walde gelegene, zurückgezogen, und vielleicht war es die düstere Einsamkeit, in der der Knabe aufwuchs, vielleicht natürlicher Hang der Seele und die reizbare Beschaffenheit seines Körpers, die seinem Gemüthe und seinem Leben eine vorwaltend trübe Richtung gaben. Der Graf versäumte nichts, derselben zu

begegnen. Er klagte sich selbst an, durch den eignen Schmerz über den Verlust seiner Gattin von der Sorge für den Sohn abgezogen zu sein, und versuchte später Alles, um den jungen Mann mehr in das heitere Leben hineinzuziehen und für eine praktische Thätigkeit heranzubilden.

Franz kehrte nach Vollendung seiner akademischen Jahre und einigen Ausflügen in's väterliche Haus zurück, körperlich und geistig ausgebildet, allein noch immer krankhaft zart und mehr dem eigenen Innern zugekehrt, als dem Treiben und Schaffen außer ihm. Größtentheils wohl aus Liebe für den Sohn verließ der Vater im fünf und vierzigsten Lebensjahre seine Einsamkeit wieder und suchte die Residenz auf, in deren geselligen Kreisen er vormals eine bedeutende Rolle eingenommen hatte. —

Im Mittelpunkte dieser Zirkel, ihre Centralsonne, stand zu eben jener Zeit Louise von **, eine junge Dame von seltener Schönheit und einem entsprechenden Geiste, in ungewöhnlichem Grade und doch nicht auf Kosten ihres Herzens ausgebildet, mit echt weiblichem Sinn ihre Umgebungen würdigend und sich selbst heiter und frei darin bewegend. Der Graf erkannte bald, was er in dem

Mädchen gefunden. Er hatte lange die eigenthümlichen Reize des höhern, geselligen Lebens entbehrt und gab sich ihnen jetzt mit neuer Lust und vermehrter Empfänglichkeit hin. War es ein Wunder zu nennen, daß er die, welche diesem Leben die höchste Würze und den reinsten Genuß mittheilte, bald erkannte und dann mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und, als er sie auch im häuslichen Kreise bewundert und tiefer in die schöne Seele geblickt hatte, endlich liebte? Sein Herz war nie entweiht worden durch männliche Koketterie und ein leichtsinniges Spiel mit den edelsten Empfindungen; es schlug noch eben so warm und lebendig, wie ehemals unter der glänzenden Uniform, und öffnete sich jetzt nach langer Leere und schmerzlichem Verwaist'sein von Neuem lechzend und sehnend den Strahlen der alten, oder der neuen Liebe.

Er hatte sich ernstlich geprüft; nicht nur die Stimme des Verlangens, sondern auch die Stimme der Vernunft wollte er hören. Allein selbst die besonnenste Ueberlegung konnte ihm kein wirkliches Hinderniß einer zweiten Verbindung, einer Verbindung mit diesem trefflichen Mädchen darthun. Seine äußern Verhältnisse erlaubten sie nicht nur,

ſondern machten ſie wünſchenswerth; er ſtand in den Jahren der vollen, männlichen Kraft und war noch immer ſchön zu nennen. Früher oder ſpäter mußte er ſich doch von dem herangewachſenen Sohn trennen, dann ſtand er allein, mehr denn jemals allein, mit dem Liebe verlangenden und Liebe verdienenden Herzen. Seiner Gattin konnte er nicht nur ein glänzendes, ſondern ein glückliches Loos bieten; denn es war nicht blos eine reiche Hand, die er ihr gab, — es war ein reiches, junges, ſchönes Herz, — ein Herz, das Wenige verſtanden und nur Eine verdiente.

Louiſe hatte es verſtanden. Sie nahm nicht mit flüchtigem Wohlgefallen die Huldigungen des Grafen hin; ſie durchſchaute ſeinen Kampf und ſeinen Wunſch und das mit einem tief empfundenen Entzücken. Genug, ſie fanden ſich! Wer möchte es unternehmen, das Suchen und Begegnen zweier ſolcher Herzen zu ſchildern?

Eines Abends kam der Graf nach Hauſe und fiel mit freudeſtrahlenden Augen in die Arme des Sohnes, dem er ſein Glück in frohem Jubel offenbarte. Franz umſchloß den Vater mit tiefer Inbrunſt und weinte warme Thränen an ſeiner Bruſt — wie dieſer glaubte, aus theilnehmender Freude.

Ach! er hatte des Sohnes Gemüth ſonſt immer ſo richtig verſtanden — warum gerade dieſes Mal ein ſo grauſamer Mißgriff? Was der Vater als ſein liebte, betete der Sohn als verloren an!

Franz hatte das Ideal ſeines Herzens in dem Mädchen gefunden; er hing an ihr mit der lebendigen Innigkeit und dem verſchloſſenen Feuer, das ſein Weſen bezeichnete. Aber er nahte ihr nicht, weil eben die Schüchternheit der erſten Liebe ihn zurückhielt und weil er ſich überhaupt nicht mit ſicherer Leichtigkeit in ſeinen geſelligen Verhältniſſen zu geben und geltend zu machen wußte. Später fand er gar mit dem ſcharfen Auge der Eiferſucht ſeinen Vater auf demſelben Wege. Er hing an dieſem mit ſchwärmeriſcher Zuneigung; ſeine Geburt hatte ihm, ſo ſagte er ſich, die erſte Liebe geraubt — ſollte nun ſeine Leidenſchaft auch die zweite aus ſeinen Armen ziehen?

Das ſchwere Opfer ward gebracht; Franz ſchwieg und entſagte und begrub den erſten, ſeligen Traum ſeines Lebens ſtumm in dem gebrochenen Herzen.

Der Vater merkte nichts. Denn ſeine Liebe hatte ihn ſo ſehr beſchäftigt und eingenommen, daß er den Sohn eine Zeit lang aus den Augen ver-

loren. Ob Louiſe auch dieſen über jenem überſehen, zumal da ſeine äußere Erſcheinung nicht gerade zu den bedeutenden gehörte, oder ob ſie die Neigung des jungen Mannes hier und da geahnt, bleibt ungewiß.

Die Zeit der Vermählung ward nunmehr feſtgeſetzt. Das Paar war ganz in das eigene Glück verſunken, und ſo gelang es dem heldenmüthigen Kampfe des Sohnes, ſeinen ungeheuern Schmerz zu verſtecken. Um jedoch der eigenen Bruſt nicht zu viel aufzubürden und vielleicht in der leiſen Hoffnung, zu vergeſſen, bat er endlich den Vater um Erlaubniß zu einer weitern Reiſe zur Herſtellung ſeiner Geſundheit, wie er ſagte, die ſeit einigen Monden gelitten habe. Das bleiche Geſicht beſtätigte dieſe Verſicherung und erſchreckte den jetzt erſt aufmerkſam gemachten Vater. Er drang mit zärtlicher Beſorgniß in ſeinen Franz, bei ihm zu bleiben und ſich zu pflegen. Als dieſer jedoch feſt und mit ängſtlicher Haſt auf ſeinem Wunſche beſtand, gewährte es der Graf gern und ließ ihn mit der Bitte, zur Hochzeit wieder da zu ſein, wegziehen. Franz küßte ſeine Geliebte, die nun bald ſeine Mutter werden ſollte, ſchloß den Vater krampfhaft in die bebenden Arme und reiſ'te ab.

So war denn der Herbst herangekommen, die festgesetzte Zeit der ehelichen Verbindung. Der Graf wünschte diese in dem Schlosse seiner Väter mit aller Stille und Einfachheit vollzogen zu sehen, als ihn mitten in den frohen Zurüstungen zu seinem Feste, auf der höchsten Stufe verlangender und sehnsüchtiger Liebe, die Schreckensbotschaft von dem Tode seines einzigen Sohnes zerschmetterte.

Dieser war vom Vater zur Hochzeit gerufen. Er kehrte um, nun auch das letzte, schwerste Opfer dem dringend bittenden Vater nicht zu versagen. Da hat er wenige Meilen vom Ziele einen unglücklichen (ach, wohl einen glücklichen!) Sturz mit dem Pferde, der dem vergifteten Leben schnell und schmerzlos ein Ende setzte. In den Armen seines alten Dieners war er verschieden und dieser sandte dem Grafen mit pflichttreuer Sorgfalt die Papiere und Verlassenschaften seines Herrn, mit der Bitte, über die Bestattung der Leiche, die er nicht habe verlassen mögen, das Nöthige zu verfügen.

Wer versucht es, den Zustand des Grafen, nicht zu schildern, nein! nur nach und mit ihm zu empfinden? Morgen wollte er in die traute Abgeschiedenheit seines alten Familiensitzes zurückkehren und dort seinen Sohn wiedersehen, wollte sich mit der

geliebten Braut auf ewig verbinden und ſo alles Liebe und Theure auf Erden im engſten Kreiſe um ſich vereinen. Nun war der Sohn todt; der Vater fand in deſſen Papieren, an deren Vernichtung der ſchnelle Tod den unglücklichen Jüngling wohl verhindert hatte, die Spuren und Geſtändniſſe ſeiner Leidenſchaft, und erkannte daraus mit noch vergrößernder Vaterliebe Alles, was dieſer für ihn gethan und getragen hatte. In der unbeſchreiblichen Qual des Augenblicks traf der Graf Entſchlüſſe und Anſtalten, die eine ruhigere Ueberlegung wohl verworfen haben würde. Louiſen wollte er die gräßliche Wahrheit wenigſtens noch jetzt verſchweigen, damit durch den ſchneidenden Wechſel von Freud' und Leid, dem die männliche Bruſt erlag, ihre zarte Organiſation nicht zerdrückt werden ſollte. Er beſchloß ſeine Vermählung mit ihr wirklich zu vollziehen und an demſelben Tage die Leiche ſeines Sohnes ſelbſt zu dem Erbbegräbniß ſeiner Ahnen zu begleiten. Deßhalb ſandte er einen Eilboten an den Diener des Verblichenen mit dem Befehle, den geliebten Leichnam ſpäteſtens bis zum folgenden Abend in ſtrengſter Stille und Verſchwiegenheit auf ein zu jenem Gute gehöriges Vorwerk zu ſchaffen. Dann ſollte er bei nächtlicher

Weile ohne Wiſſen der Gräfin dort abgeholt und in der beſtimmten Schlummerſtätte beigeſetzt werden.

Es geſchah, wie er es im überſpannten Gefühle des erſten, heißeſten Schmerzes und in dem phantaſtiſchen Wunſche, die Manen des Geopferten durch dieſe Selbſtqual zu ſühnen, abenteuerlich genug angeordnet hatte. Er fuhr am frühen Morgen mit Louiſen zu ſeinem Gute hinaus und ward am ſelbigen Abend unauflöslich an ſie gebunden, die er ſo innig liebte und unwiſſentlich um ſo theuern Preis erkauft hatte.

Wohl mochte dieſer das zerſtörte Antlitz und die ungeheure Aufregung des Gatten auffallen; allein, bewegt, wie ſie ſelbſt war, glaubte ſie dieſes Alles aus den Erinnerungen, die auf ihn einſtürmen mußten, und theilweiſe durch das Ausbleiben ſeines Sohnes erklären zu können. So ging denn die Vermählung geräuſchlos und ohne Störung vorüber, und als die Mitternacht heranbrach, lag das alterthümliche Schloß mit ſeinen Umgebungen ſchon in tiefem, dunkelm Frieden.

Louiſe erwachte nach einem unruhigen Halbſchlummer wieder. Eine ſchwüle Beklemmung lag auf ihrer Bruſt; ſie ſah ſich bei dem ungewiſſen

Schimmer ihres Nachtlichtes ſcheu und ſchauernd in dem weiten, fremden Gemache um, das mit ſeinen antiken Formen und Zierrathen ihr unendlich öde und unheimlich vorkam. Doch ſchämte ſie ſich ihrer Furcht und mochte weder ihre Dienerin, noch ihren Gemahl herbeirufen, der ſie vielleicht erſt eben verlaſſen hatte und den ſie im anſtoßenden Zimmer vermuthete. Während ſie noch in banger Beklommenheit athemlos daliegt, ſieht ſie plötzlich, wie vom Schloßhofe herauf durch die hohen Fenſter ein heller Schein grell und groß in ihr Gemach fällt. Sie ſtutzt, ihr Puls ſtockt, dann fliegt ſie plötzlich auf, dem Fenſter zu — Großer Gott!

Ein Leichenzug bewegt ſich langſam bei'm glührothen Lichte rauchender Fackeln vor ihren Augen dahin; hinter dem Sarge ihr Gemahl, ganz in Schwarz gehüllt, ein Bild des tiefſten Jammers, hinter ihm die Dienerſchaft des Hauſes mit wehenden Trauerflören, in Thränen aufgelöſ't — ein Moment — da verſchwindet Alles. Durch das heftig aufgeriſſene Fenſter ſchlägt der eiſige Nachtwind an den brennenden Buſen und ringsum iſt Alles wieder dunkel und öde und ſtumm, wie ein Grab —

Sie ſank ohnmächtig nieder.

wir uns lange gekannt und gehörten zusammen und könnten nicht mehr von einander lassen.

Drei Tage bin ich in dem Hause des Grafen geblieben. Am Morgen des vierten begleitete er mich wieder bis auf die alte Höhe; denn ich wollte nun umkehren, weil ich für die weitere Reise keinen leichten Sinn mehr fand. Da schlugen unsere Herzen noch einmal an einander und es war zum letzten Male. Ich hörte seine Schritte noch lange in dem braunen, raschelnden Laube, ich hörte sein Töchterchen ferne nach meinem lieben Pudel weinen, und als Alles still geworden, da stand ich ganz allein auf der alten Waldecke, und mein Herz brach und ich nahm meine Mütze ab und betete.

# II.

## Pygmalions.

Grau und geheimnißvoll, wie der Tempel eines unbekannten Gottes, ſteht am Neumarkte zu Dresden die Bildergalerie da. Um Mitternacht mußt du das hohe, leere Haus ſehen, mit den verſchränkten Treppen, worauf geſpenſtiſche Schatten kauern, wenn um das Wappen am Portale ſchlaftrunkene Raben fliegen und der Wind durch die langen Gänge und Höfe hinzieht. Aber drinnen im Hauſe beginnt um dieſelbe Zeit ein ſonderbares, ein geheimnißvolles Leben. Da regt es ſich in den braunen und goldnen Rahmen, die gemalten Früchte ſenden einen ſüßen, ſüdlichen Duft durch die Säle, von den Heiligenſcheinen ſtrahlt eine matte, magiſche Helle aus. Selbſt Geſtalten

ſteigen von den Wänden herab; kurze, gutmüthige Niederländer knien vor den Madonnen, die Götterleiber venezianiſcher Frauen baden im Zwielichte des Mondes, Bachantinnen und Nymphen huſchen mit verſchlungenen Armen über den getäfelten Boden und winken hinüber, herüber zum ſchwebenden Tanze.

In irgend einer Ecke der Galerie hängt ein Bild, das du ſelbſt aufſuchen kannſt, wenn dich dein Weg durch jenes heilige Haus der Malerkunſt führt. Es iſt das Bild eines jungen, blondlockigen Mannes mit friſchrothen Wangen und braunen Augen, welche dich mit lebendigem Glanze lachend und liebend anſchauen. Ein braunes Barett mit wallender Feder ſitzt keck auf dem Haupte des Jünglings, um ſeine Schultern fällt ein blauer Mantel, und darunter ein violettes, mit weißen Falten ausgeſchlagenes Wamms. In beiden Händen hält er eine Flöte, die er von den rothen Lippen erſt eben abgeſetzt zu haben ſcheint, um ſein luſtiges Vogelfängerliedchen gleich wieder anzufangen, wenn ihm irgend ein fahbares Vögelein nahe kommt. Ein liebes, feines, beſchauliches Bild!

Vor demſelben ſaß eines Mittags an ihrer Staffelei ein Mädchen, beſchäftigt, die Züge des jungen Mannes treu auf die eigene Leinwand überzutragen. Es war im Monat Juli, eine drückende Hitze in den hohen, verſchloſſenen Räumen. Nur wenige Beſuchende ſchritten noch an den verlaſſenen Bildern vorüber, hier und da kniſterte der Katalog eines Fremden in der blättern-den Hand, und aus ferneren Zimmern klang leiſes Zwiegeſpräch Kommender und Gehender in den kühlen Winkel, worin die emſig Malende ſaß. Je ſtiller und öder es um ſie wurde, deſto inniger ſchien ſie mit ihrem Werke beſchäftigt. Andere Maler gingen grüßend an ihr vorüber, ein Gerüſt, eine Staffelei nach der andern ward verlaſſen, nur das Mädchen wollte ihrer Arbeit kein Ende finden und hatte vergeſſen, daß bald die Stunde ſchlagen mußte, wo der Galeriediener in die leeren Zimmer tritt und in ſeinem ſächſiſchen Naturdialekt kalt und gleichgültig in die Kunſtwelt hineinſchreit: „Alle-weile wird geſchloſſen!“ Sie malte ungeſtört fort. Die dunkeln Augen der jungen Künſtlerin ſchienen aber noch in ganz andern Strahlen zu glühen, als in denen eines eifrigen Kunſtſtudiums. Oft hielt ſie mit dem Pinſel einen langen Augenblick

inne, um ihr Abbild mit dem Originale prüfend zu vergleichen; noch öfter versank sie in ein tiefes Träumen, beide Hände auf die seufzende Brust gepreßt und mit den Blicken ganz in das gemalte Antlitz ihres Jünglings versunken.

Wer um jene Zeit die Dresdener Galerie besuchte, konnte Allwinen täglich an derselben Stelle, bei derselben Arbeit treffen. Wohl hatten viele von den Vorüberpilgernden lange an ihrer Seite geweilt und statt an den Madonnen und Glorien im FF. des Raphaelzimmers an den dunkeln Augen und den holden Zügen der malenden Jungfrau sich erbaut. Allwine war selbst schön, wie ein Bild, vielleicht zu zart und zu schmächtig für die Wünsche eines Naturmenschen, aber desto reizender für Jeden, der eine geistige Schönheit zu schätzen weiß. Die Gestalt klein und zierlich, als wäre sie ein Spielwerk der Venus, feine, durchsichtige Hände, dunkle, tiefe Augen und eine Stimme, die dem Flüstern des Abends in duftenden Lindenzweigen glich. So saß sie stundenlang an der Staffelei und copirte das beneidenswerthe Bild des jungen Flötenbläsers.

Keiner von denen, die mit geheimem Sehnen an ihr dahinwandelten, konnten sich rühmen, einen

Blick, ein Lächeln, ein Wort dem todten Nebenbuhler abgewonnen zu haben. Nur für ihr Bild schien Allwine zu leben. Dafür nahte dies auch mit raschen Zügen seiner Vollendung. Schon war Alles bis auf das Kleinste treu wiedergegeben, sogar der weiße Stuartskragen pünktlich ausgemacht, der um den Hals des Jünglings emporstand. Das frische Wangenroth, „seines Mundes Lächeln, der Augen Gewalt“ spiegelten sich wie in einem klaren See im Bilde Allwinens ab, und dennoch konnte sie noch immer sich nicht genügen, besserte hier und dort, hob hervor, verdunkelte, putzte, lebte und webte liebend in ihrem Werke. Schien es doch, als fürchte sich die Künstlerin selbst vor dem Augenblicke, da es nun fertig dastehen würde und sie von ihm gehen müßte, um es als ein Fremdes und Ganzes vor sich stehen zu sehen. Wie eine Braut um den scheidenden Theuern, so war sie um das reifende Abbild ihres Jünglings beschäftigt. Die Augen vor Allem, die braunen, hellen Augen waren ihr nimmer recht, und immer kehrten die zitternden Finger dahin zurück, um ein besseres Licht und einen geistigeren Ausdruck in die Tiefen derselben zu gießen.

Ermattet lehnte Allwine sich in ihrem Stuhle

zurück. Die fleißige Hand mit der Palette fiel nieder, aber noch hielt der Fuß die Staffelei feſt und zog das gefertigte Bild näher heran. „Morgen!“ ſeufzte ſie und erſchrak, als die Stille ringsum den Hauch ihres Mundes zurückgab. Sie ſah ſich bebend um. Niemand außer ihr war in dem hohen Saale, auf dem Getäfel des Fußbodens ſpielten die Schatten der hohen, mit dichten Rouleaux verhüllten Fenſter, ſie war mit den ſchweigenden, duftenden Bildern allein. „Morgen, und morgen zum letzten Male!“ ſagte ſie ſtill in ſich hinein, indem ſie die Palette abrieb und ihr Bild mit unverwandten Blicken muſterte. „Und kann ich denn von dir ſcheiden, du, den ich nicht nennen mag, wie ich müßte? Thörichter Wahn, wenn ich glaubte, es zöge mich ein Gefallen an deinen todten Zügen und das Streben einer künſtlichen Nachbildung an dieſes alte Werk! Für mich iſt es ja eine friſche, lebendige Gegenwart geworden, daß ich meine, du mußt leben, du mußt für mich leben, Einziger, Unnennbarer!“ Sie ließ das Haupt in die gefalteten Hände ſinken, als fürchte ſie, dem Bilde zu begegnen. Wie eine geknickte Lilie hing die zarte Geſtalt da und bebte an allen Fibern in ſich zuſammen.

Plötzlich fuhr ſie auf. Ein Fußtritt in ihrer Nähe, hinter ihr, hatte ſie emporgeſchreckt. Ein Mann ſtand an ihrer Seite und ſah, ohne daß ſie ſeiner gewahr wurde, eine Weile über ihre Schulter. Sie wagte nicht umzublicken und beſchäftigte ſich verwirrt mit ihren Malergeräthſchaften, um ſich zum Abſchiede anzuſchicken. Als ſie ſich erhoben und umgedreht, fand ſie ſich Auge in Auge mit dem Fremden, der ernſt und wortlos ihr Bild mit dem Originale verglich. „Dein Werk iſt gut,“ ſagte er in dem Augenblicke, da ſich Allwine nach ihm gewandt, „aber es iſt unnütz!“ Bei dieſen Worten ſtieß er mit einem harten Fußtritt die Staffelei der Entſetzten um, daß Pinſel und Palette nach allen Enden ſtäubten, und das Bild, Original ſowohl wie Copie, wehmüthig den Staub küßte.

Allwine wollte aufſchreien, aber ſie fand keine Kraft, keine Stimme. Ein Blick auf den Fremden hatte ſie zu Stein gemacht. Da ſtand er ja leibhaftig und lebendig vor ihr, er, den ſie nicht nennen mochte, wie ſie mußte, das Urbild der beiden matten und nichtsſagenden Kunſtwerke. Er war es ſelbſt, im blauen Mantel mit dem weißen Stuartskragen, eine dunkle Feder auf dem Sammetbarett. Alles glich ſich, Alles war daſſelbe, nur

die Augen flammten nicht lustig, nur die Wangen waren nicht roth, wie im Bilde. Seine Blicke ruhten mild, aber fest auf dem zitternden Mädchen, und mit beiden Händen umfaßte er sie, als sie tief aufseufzend und mit geschlossenen Augen zusammenzusinken drohte. Eine lange Minute standen sie so, er das ohnmächtige Mädchen stützend, sie an seine Brust gelehnt, zu ihren Füßen die Bilder. Endlich schlug sie die Blicke wieder auf und schaute bleich, mit gefaltenen Händen, mit zitternden Lippen zu ihm hinauf.

„Kennst du mich?“ fragte er leise und neigte sich zu ihr herab. Sie aber wehrte mit beiden Händen und nickte schwer mit dem Kopfe. Er setzte sie behutsam auf dem Stuhle nieder. „Heute Abend um die zehnte Stunde,“ flüsterte er in ihr Ohr, „zu Füßen des Kreuzes auf der Elbbrücke!“ Verschwunden war er, seines Mundes Hauch spielte noch um Allwinens Stirn, seine Schritte verhallten in den fernen Zimmern. Allwine raffte sich auf; mit einem scheuen Blick auf die Trümmer der Bilder wankte sie hinaus. Der Galeriediener war in seiner Loge entschlafen. Mürrisch taumelte er auf und öffnete der Verspäteten. Draußen umfing sie frische, heiße Mittagsluft, und fast be-

ſinnungslos fand ſie ihren Weg über die brennenden Treppen hinab.

---

Auf der Elbbrücke ſaß um die zehnte Stunde am Fuße des Kreuzes eine weibliche Geſtalt, in graue Schleier verhüllt und mit ſtillen Augen den Wellen des Stromes nachblickend: — Allwine harrte des Verheißenen. In ihre Seele war es wie die Nacht eines Wunders hinabgeſunken, was ſie geſehen und erfahren; ſie wartete in Faſſung und Glauben deſſen, was da kommen ſollte. Ueber die Brücke aber, an der Verhüllten vorüber, zogen zu beiden Seiten Menſchen, Roſſe, Wagen. Das Geräuſch und die Luſt des Tages drängte ſich mitten in die ſchweigende Nacht, während die Schatten der Kirchthürme und die Lichtſtröme der Häuſer und Barken am Geſtade ſpielend über die glatte Waſſerfläche hinglitten. In der Ferne dämmerten wie dunkle Räthſel die Häupter der Berge auf, und über das ganze weite Elbthal hatte ſich eine graue, mondloſe Finſterniß gebreitet.

Allwine hatte eine kurze Weile ſo geſeſſen, als ſich eine warme Hand auf ihre Schulter legte und ſie mit ſanftem Druck aus ihren Träumen weckte:

der Fremde ſtand vor ihr. „Du biſt da!“ ſprach er mit weicher Stimme. „Ich danke dir, daß du gekommen. Faſt zweifelte ich daran.“ — „Und mußte ich nicht?“ entgegnete ſie. „Mußte ich nicht thun, wie Sie geheißen? Mir iſt, als ſei ich gebannt in einer Welt voll Wunder, entweder erwacht aus kindiſchen Träumen, die mich bis jetzt befangen, oder eingeſchlafen und allem Gewöhnlichen zaubergleich entrückt.“ — „Die Wunder ſind euch näher im Leben als ihr glaubt“, ſagte der Fremde und deutete mit der Hand um ſich her. „Iſt nicht alles dies ein Wunder? Und iſt nicht jede rechte Leidenſchaft, die plötzlich in eure Mitte fällt, ein Wunder? Aber folge mir!“

Er zog ſie empor, ſie folgte ſchweigend. Hand in Hand ſchritten die Beiden über die Brücke an des Stromes Ufer hinab. Ein Nachen wartete ihrer; am Ruder lehnte ein Fährmann in wallendem Mantel, der abſtieß, ſobald ſie das Schiff betreten hatten. Sie ließen ſich auf der grünen Bank nieder und ſchauten einander mit verſchlungenen Händen ſtumm in die Augen. „Wie du ſchön biſt!“ flüſterte Allwine, „viel ſchöner, als ich es im todten Bilde auf die Leinwand zu zaubern wähnte. Nur deine Wangen ſind bleich und deine

Augen lodern nicht wie dort, ſie blicken nur wie milde Sterne durch mich hin. Nun rede!“ Sie zog ihren Arm aus dem ſeinigen. Ihre Hand beugte ſich über den Rand des Kahnes und zog plätſchernde Furchen in den Wellen. Aber er folgte mit der ſeinen, und in der lauen Fluth fanden ſich die tändelnden Finger, umkoſ't von dem Schaum und der Wärme des Waſſers.

Das Schiff ſteuerte langſam ſtromaufwärts. „Noch nicht allein!“ ſeufzte der Fremde, wenn eine Barke voll luſtfahrender Menſchen mit bunten Laternen und lautem Ruderſchlag an ihnen vorbeibrauſte, oder wenn der weiße Rücken eines ſpät Badenden aus dem ſchwarzen Waſſer auftauchte. Allwine zog ſchauernd ihren Schleier feſter um ſich zuſammen; ſie glaubte neckende Geſichter aus der Tiefe aufſteigen zu ſehen, ſie meinte, drohende Arme griffen nach ihr, oder ſie horchte auf die ſiedenden Stimmen, die drinnen im Schooße der Wellen laut waren.

„Wer biſt du?“ fragte ſie endlich, „und wohin führſt du mich?“ Er begann: „Du verſtehſt die Kunſt, Geſtalten und Farben zu ſchaffen, wie ſie dir gelehrt worden. Aber von der eigenthümlichen Kraft, von den Myſterien dieſer Kunſt haſt du

wohl nur in geweihten Stunden eine ferne Ahnung gehabt. Ein Geheimniß, eine göttliche Finsterniß brütet über jeder Kunst, wie über der Natur, die Aller Mutter ist. Ihr schafft, wie sie, mechanisch und nach überlieferten Gesetzen, bis der Geist und das Mysterium der Production euch selbst gefangen nimmt. — Höre! Du weißt, die Jünger Muhameds, des Propheten im Osten, leiden nicht, daß der Mensch ein Gleichniß mache vom Menschen. Meinst du nicht, daß diesem Gebote ein Tiefes und Wahres zu Grunde liege? Ahnst du den Zusammenhang, der zwischen den Zügen, der Gestalt des Leibes und zwischen der Seele des Leibes obwaltet? Du hast ja gehört, man soll keinen Gestorbenen bei Namen rufen, daß er nicht erwache; hat aber die Farbe geringere Kraft, als der Schall, der todts? — Du hast mich erweckt durch den Zauber deiner Kunst. Eines ist dazu, wie bei allem Schaffen nöthig, jener Hauch, der als der allbelebende Athem der Gottheit durch alle Creatur geht. Dies eine ist Liebe. Liebe schafft im Körperlichen, sie vermittelt, sie beflügelt, sie vereint alle productive Kraft; meinst du nun, sie sei eine bloß äußerliche und sinnliche? Liebe ist Geist, darum zeugt sie auch geistig. — Als ich vor zwei Jahr-

hunderten auf der Erde wandelte in jenem Leibe, deſſen todtes Abbild heute auf deiner Staffelei ſtand, war ich ein Menſch, ſterblich, wie du. Ich ſtarb; aber die Züge meines Angeſichts blieben zurück in jenem Werke, das damals die Hand eines berühmten Meiſters erſchuf. Ihr ſtreitet, wer dieſer Meiſter ſei, und tappt im Dunkeln. Der Meiſter war die Liebe; mich malte mein Mädchen in den glücklichen Stunden, wo wir uns lieb hatten. Sie wollte ein Gedächtniß von mir behalten, wenn ich nicht mehr ſei, ſagte ſie; allein ſie wußte nicht, daß in jenem Bilde ein Theil meines Selbſt zurückbleiben mußte, gefangen, wie ein gebannter Geiſt in einer ſterblichen Hülle. — Viele Hände, kunſtfertige und kunſtlernende, haben wohl ſeit jener Zeit an dem Bilde nachgeahmt, geübt, geändert. Denn ihr haltet es für ein großes Werk, und es iſt ein großes, weil es die Liebe geſchaffen. Aber den rechten Geiſt des Bildes wußte Niemand zu beſchwören, weil Allen das Eine fehlte, die Liebe. — Da kamſt du, und deine Seele wandte ſich auf mein Bild, nicht bloß deine Finger. Ich fühlte, wie mit jedem Zuge deines Pinſels mein Geiſt näher und entſchiedener zu dem deinigen herabgeriſſen wurde. Du hatteſt das rechte Medium

getroffen, um dich zu mir, mich zu dir zu bringen; denn in dir war die Liebe.“

„Eine alte Mythe erzählt dir von Pygmalion, daß er seiner Hände Werk geliebt und dadurch am Ende den kalten Marmor beseelt habe. Du glaubst wohl nicht an diese Mythe, aber sie ist eben so wahr, wie eines eurer festesten und klarsten Naturgesetze. Liebe gibt Leben. — Dein Abbild nahm täglich zu, aber es fehlte noch an den Augen. Es fehlte ein Etwas, das ich nicht zu nennen weiß. Du wußtest es eben so wenig; dir zeigte es nicht deine Kunst, nur dein Herz und der rechte Moment führten dich. Da war es zuletzt, als ob du durch die gemalten Augen wie durch krystallene Pforten in das innerste Heiligthum meiner Seele drängest, und wie du die Lichtstrahlen drinnen so recht klar und lebendig angezündet, erwachte mein gebannter Geist, bewältigte die träge, todte Materie und trat in neubelebter Erscheinung körperlich vor dich hin. Glaubst du?“

Allwine hatte ohne Worte gelauscht. Die Nacht war nun vollends still geworden, das Schiff trieb allein auf den Wassern der Elbe. „Glaubest du?“ fragte er wieder und faßte die Zitternde ruhig an beiden Armen. Sie lehnte sich an ihn

und ſchauerte, vor Wonne oder vor Wehe, in ſich zuſammen.

„Aber dein Herz iſt kalt, Geliebter!“ ſagte ſie, ſich näher an ihn ſchmiegend. „Mich friert, nimm mich zu dir.“ — „Hüte dich!“ entgegnete der Fremde, „Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod.“ Er machte ſich los von ihr und ſetzte ſich auf die Bank gegenüber, ſie mit den tiefen Augen wehmüthig anſehend. „Ich bin nur ein ſchwaches, ſterbliches Kind,“ klagte Allwine, das Haupt auf den Knieen des Mannes in ihre Hände bergend. „Siehſt du, Geliebteſter! ich weiß nicht, ob du recht geredet und wahr. Mir iſt alles Wiſſen untergegangen und alles Glauben auf in dir! du! du! wie nenne ich dich?“ Er ſeufzte und legte die Hand leiſe auf ihr Haar. „Nenne mich nicht,“ ſagte er, „uns bezeichnet kein Name mehr. Auch der meine iſt verſchollen. Was iſt ein Name auf der Erde? Ein Hauch über die Fläche der Waſſer, ein Strahl über der Berge Haupt! Glaube an mich! Glaube iſt Alles, Liebe und Leben ſind eins im Glauben!“

Draußen an das Schiff pochten die Wellen. Vom Himmel fuhren Sterne hernieder und erloſchen im Waſſer, um den Kahn flogen Nachtſchmetterlinge, und laue Winde ſchaukelten wie in

einer Wiege, das Paar sammt dem dritten, dem schlafenden Schiffer am Ruder. Allwine lag still wie ein steinernes Bild auf den Knieen des Mannes. Da begann auf einmal eine seltsame Weise über ihr zu klingen, Flötentöne, wie sie sie noch nie gehört, zogen weich und sehnsüchtig durch die Nacht und weckten den Wiederhall und die Vögel, die im Rohr am Ufer träumten. „Was ist das?" fragte sie und blickte auf. Sie sah, wie der Fremde seine Flöte genommen hatte, dieselbe, die auch auf dem Bilde in seinen Händen war, und in die Röhre hineinhauchte, wunderbar süße, in's Herz dringende, lockende Töne, gleich dem Brautliede der Nachtigall. Sie umfaßte ihn; er setzte ernst die Flöte ab. „Hüte dich!" sagte er, „Liebe schafft, Liebe zerstört!" Sie küßte ihn, aber er wandte sich trauernd von ihr. „Das ist meine Flöte," sprach er, und zeigte ihr, wie er sie an einem blauen Bande auf der Brust trug. — „O spiele," bat sie, „es ist so schön, so wunderbar!" Er schüttelte stumm mit dem Kopfe und blies von Neuem, immer sehnsüchtiger und schmelzender, und immer inniger schloß sich Allwine an seine Brust. „Hüte dich!" bat er. „Siehst du, in diesem Rohr ruht eine zauberische Gewalt. Sie schenkte mir es,

die mich zuerſt gemalt. Aber Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod! Hüte dich!" bat er noch einmal — zu ſpät, denn als ihn Allwine am innigſten zu umſchlingen wähnte, da war er plötzlich ihren Armen entſchwunden. Ein wehmüthiger Seufzer, wie der eines Sterbenden, umſchwebte ſie: Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod, und die letzten Flötenklänge erloſchen dabei im Waſſer. Der Kahn trieb mit einem heftigen Stoß auf den Sand, Allwine erwachte aus ihrem Taumel und fand ſich allein auf der grünen Bank. Der Fremde und der Fährmann waren verſchwunden; am Boden lag zerbrochen die wunderbare Flöte.

## III.

# Osternacht in Weimar.

### Nebst Nachschrift.

---

Die Pforte zu! Die Schaltern fest verschlagen!
Ein Haus des Todes, wie ich's mir gedacht!
Kein Herr mehr drinnen? Er ward fortgetragen,
Er ging nicht aus, er kehrt nicht heim zu Nacht.
Dort seine Bäume treiben neue Sprossen
Und harren ihrer Dichter, leichtbeschwingt,
Sie ahnen nicht, daß, wenn sie aufgeschlossen,
Der heiterste der Frühlings-Sanggenossen
Nicht mehr in ihre grünen Zweige singt.

Der Schütze starb. O rümpft, Ihr Superklugen!
Die Nase nur, jedweden Leides bar;
Weil Eu're Pfade nicht zusammenschlugen,
Drum sagtet Ihr schon lang von ihm: „Er war."
Wohl paßt' er nicht in unsre jungen Glieder,
Doch Dichter blieb er, stets und allerwärts,
Und zu dem Dichter-Geiste seiner Lieder
Gesellte sich — schlagt Eu're Augen nieder! —
Eins, was Euch fehlt, ein ächtes Dichter-Herz.

Es klopft nicht mehr. Still, wie er ſtets geweſen,
Wie ſeine Muſe leicht entſchlief er dort,
Im Sterben noch gedacht' er an Geneſen,
Tod war ihm Feind, gehäſſig ſelbſt das Wort.
Ach, armer Freund! was frommte Dir Dein Glaube?
Der Tod iſt ſtreng, das Leben treulos feig;
Es zog auch Dich der unerbittlich Taube
Mit ſtarrer Fauſt zum and'ren Menſchenſtaube
Den Mann des Scherzes in ſein ernſtes Reich.

Sei Dir die Erde leicht, die heil'ge Erde,
Drin Deines Volkes liebſte Särge ſtehn;
Mich aber laß von dem verwaiſten Heerde,
Wo Du gewohnt, von dannen fürbaß gehn.
Mich lüſtet's nicht, in jener Stadt zu weilen,
Sie mahnt mich ſelber, wie ein Sarkophag;
Würgengel ſeh' ich durch die Gaſſen eilen
Und Wunden ſchlagen, deren Brand zu heilen,
Die kühle Gegenwart nicht mehr vermag.

Die Nacht bricht ein. Aus ihren Nebelſchauern
Wer weiß, welch' neue Thräne niedertropft?
Schau, Schatten ſchleichen längs den öden Mauern,
Von Haus zu Haus huſcht es und lauſcht und klopft.
Vielleicht, wenn mit verwachtem Aug' der Morgen
Vom Berge blickt, iſt's wiederum geſcheh'n,
Daß Einer in ſein Laulach ſich geborgen,
Um den die Andern, thränend und voll Sorgen,
Als um den Träger beſſ'rer Zeiten ſteh'n.

Dort ruhen ſie, zwei in der Fürſtenhalle,
Selbſt Fürſten, aus gemeinem Reis entſtammt,
Bei ihnen E M, um deſſen Thron ſie alle,
Die hellſten Lichter ſeines Geiſt's geflammt.

Nur wenig Häupter noch aus jenen Tagen
Stehn aufrecht da, vom Alter ſchon beſchneit,
Wie Pyramiden aus dem Flugſand ragen,
Um dem Vorübergehenden zu ſagen:
Hier herrſchte weiland eine and're Zeit.

Und jetzo? — Bilder überall und Büſten,
Mit leerem Hirn, die Lippen ſtumm und bleich,
Die Augen ſtolz, als ob die Todten wüßten,
Wie arm wir Lebenden und ſie wie reich.
Weh, armes Zion! unſ're hohe Veſte,
Auch Du wirſt Schutt, wie alles Irdiſche;
Auf, ſammle Deines Ruhmes karge Reſte
Und weine, einſt der Mütter größt' und beſte,
Um Deine Todten, deutſche Niobe!

*

Und wahrlich, ſie ſah aus, als ob ſie weinte, dieſe Niobe. Es war Oſternacht, Nacht der Auferſtehung. Allein hatte ich in den leiſe verſchneiten Gängen des Parks umhergeirrt, und wenn der Wind die dürren Zweige über mir ſchüttelte, wenn aus den nahgelegenen Theilen der Stadt Wagengeraſſel und ſchwacher Laternenſchimmer zu mir herüberkam, wenn die geſchwätzigen Wellen der Ilm, mit loſem Eis bedeckt, dahin tändelten zu meinen Füßen: ſo gemahnte mich Alles, wie ein halbwacher Traum. Dazu ein Blick auf St. Schütze's Fenſter, kein gaſtliches Licht dahinter wie ehemals,

die Läden verriegelt, die Thüre verſchloſſen, ein Käuzlein auf dem Giebel — ein Haus des Todes, wie ich's mir gedacht!

Solche Augenblicke nehmen mächtig ein und gehen nicht ſpurlos vorüber. Noch kein Jahr war verſchwunden, ſeit ich aus jenem „Hauſe des Todes" getreten, geleitet von einem freundlichen, lebendig geſtikulirenden, kleinen Manne. Auf der Schwelle hatten wir uns die Hände gedrückt, und er ſagte zu mir, was man wohl zu ſagen pflegt: Es hat mich gefreut . . . und . . . perſönliche Bekanntſchaft . . . ſo etwas der Art. Der Mann war Stephan Schütze, und als Auguſt Burck, welcher mich zu ihm geführt, mich fragte: Nun, wie hat Ihnen Schütze gefallen? ſo konnte ich ihm ohne Grimace ſagen: gut, recht gut.

Schütze war ein alter Mann, das ſah ſich in Allem. Er diplomatiſirte nicht in der Litteratur; wenn ihn Jemand anſprach, ſo fragte und forſch er nicht nach der Farbe und ſchlug im Gedächtniß nach, was der Menſch wohl über ihn geſchrieben und geſagt hätte, oder was er noch ſchreiben und ſagen würde, — er reichte dem Fremden die Hand, und ſeine Frau, welche zu ihm paßte, wie eine Hälfte zur anderen, trat auch anſpruchlos grüßend

herzu, und wenn nun auch keine Salonſzene erfolgte, über die man einen Zeitungs-Artikel in die „elegante Welt" hätte liefern können, ſo verplauderte und verlachte ſich doch ein Stündlein, ehe man ſich deſſen verſah, ganz angenehm.

Nun war Schütze todt; derſelbe Schütze, welcher mich Morgens freundlich auf die Schwelle ſeines niedlichen Hauſes geleitete, und der Abends im Geſellſchaftszimmer der Frau von Goethe uns junge Leute, den Freihern von Sternberg und mich, an Munterkeit und Rührigkeit beſchämte, der war nun todt. Und ich ging allein unter den entblätterten Bäumen vor ſeiner Thüre auf und nieder, gedenkend an den Seligen, und an ſeine „Liebe und Freundſchaft," an ſeine ſonntäglichen Landpartieen, an heitere Stunden, die er ſich und Anderen gemacht, und an ſeine letzte, vielleicht die einzige trübe. Denn Humoriſt in höherem Sinne war Schütze nicht; er lachte gern, und konnt' er das nicht, lächelte er wenigſtens.

Mag man ſich wundern, daß, als ich in ſolcher Stimmung ſpät Abends in den „Erbprinzen" heimkehrte, die „Oſternacht in Weimar" einen Sternſchnuppen auf meinem Tiſch zurückließ? Als ich am Sabbaths-Morgen erwachte, und die Glocken

ihr „Christ ist erstanden" hell über das noch unter weißem Leichentuche schlafende Land hinriefen, da wunderte ich mich selber, wie ich die verkühlte und spröde Masse aus einzelnen Stücken zusammenlas, daß es ein Gedicht geworden sein sollte, eine Nänie auf den seligen Stephan, und zwar ein Gedicht, von dem August Burck und Alfons Peucer, die gerade bei mir ansprachen, behaupten wollten: es könne 'was daraus werden.

Nun, es ist allerdings 'was geworden, eine Abschiedsscherbe, die ich meinen Freunden in Weimar habe zurücklassen wollen, nichts weiter. Ich habe aber später hören müssen, wie man dieselbe vielfach mißdeutet und mir als undankbare und ungastliche Verstimmung gegen das Ganze anrechnen will, was doch nur momentane Inspirazion, Bild einer dunklen Stunde, Osternachts-Traum ist.

Oder meint Ihr wirklich, ich hätte Euer „Ilm-Athen," das mir freundlich seine Thore öffnete, wie einen Kirchhof betrachten und schildern wollen? Ich hätte über den größeren Namen auf den Leichensteinen die großen Lebendigen vergessen, und über dem abblühenden Alter die heranreifende Jugend? Auch einen anderen Abriß Euerer Stadt konnt' ich Euch geben, eine lebendige Szene voll Regung und

Bewegung an der Tafel des „Erbprinzen" wo hier Jena saß, repräsentirt von Einzelnen seiner Koryphäen, von dem geistreichen, nach allen Seiten sprühenden Göttling, dem ewig-jungen Kenner des Alterthums, von dem besonnenen Theologen Schwarz, von Kieser, dem Nestor der Aerzte und von Anderen, und er auf der anderen Ecke der ehrwürdige Kanzler von Müller, Schorn mit seinem ruhigklaren Antlitz, und der originelle Chevalier de Laurence, der Verfasser des „Reiches der Nairen", eine eben so selten als bedeutungsvoll componirte Trias bildeten. Und ebenso wäre Sternberg's interessantes Portrait sammt dem halb abenteuerlichen, halb eleganten Beiwerk, womit er sich, wie mit Arabesken, zu umgeben liebt, oder Biedenfeldt's einfach-gerade, ungemein liebenswürdige Persönlichkeit, ein Nachmittag auf Belvedere und ein Künstler-Sabbath in Tiefurt: — das wären lauter Stoffe und Seiten, welche Weimar nach einander und zu gleicher Zeit mir darbot, und die wohl in helleren Farben ein Bild der Stadt abgegeben hätten, als jene nächtliche Vision.

Rechte aber mit den Stimmungen und Anschauungen eines Poeten, wer's vermag! Eine

dunkle Stunde kryſtalliſirt raſch und beſtimmt in ihm, während viele heitere oberflächlich und ſpurlos vorübertreiben. Hätte ich jene Momente aus Tieffurt, aus Belvedere, das Mittagsmahl im „Erbprinzen", den Solon der Frau von Goethe, oder eine unvergeßliche Stunde im altclaſſiſchen Theater malen wollen, malen dürfen, malen mögen — eine Stunde nämlich, da ich verſunken ſaß in dem Anſchauen eines lebendigen Bildes, einer ſchlanken, ſchönen, ächt-ſächſiſchen Geſtalt, die für mich leider nur Louiſe hieß und erſchien und verſchwand, noch viel zauberiſcher wie die Geiſter der „Donaunixe" droben auf den Brettern: — ja, hätte ich Euch ſolche Erinnerungen aus Weimar gegeben, ſo würdet Ihr doch wieder gezürnt haben, weil ich „Perſönlichkeiten", weil ich „Zuſtände" an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen, welche nicht dahin gehören.

Laßt mir alſo immerhin meine Todten-Viſion; nur bezüchtigt mich nicht deßwegen, weil ich die Verſtorbenen ſo lieb habe, einer Ungerechtigkeit, einer Undankbarkeit gegen das Lebendige. Wohl iſt mir durch kurzes Weilen Eu're ſtille, beſcheidene Stadt mit den klaſſiſchen Gedächtnißmalen allüberall und mit den Zeugen einer großen Epoche,

Euer sinnig angelegter Park, Eure Hallen und Häuser, wo aus jeder Nische Marmorbüsten und weiße Gypsgestalten grüßen und von manch' heilig gewordener Schwelle ein geweihtes Salve den Wanderer anstrahlt, wohl ist mir alles das lieb und theuer geworden. Denke ich doch in diesem Augenblicke mit rechter Wehmuth daran, wie ich zum letzten Male — es war früh Morgens — durch die röthlich angehauchten Straßen hinschritt, über die vom Nachtfrost knisternden Plätze, dem Posthofe zu, um wiederum auf lange Zeit von Euch zu scheiden. Und, wahrlich! da kam mir wieder das alte Bild von der Osternacht, und ich wagte kaum, als ich aus dem Wagen hinauslehnte, um die letzten Häuser nochmals zu grüßen, ein Lebewohl hinüberzurufen an die Todten, und den Lebendigen: Auf Wiedersehen!

# IV.

## Zwei deutſche Dichter.

---

Abermals in einem ſächſiſchen Reſidenzlein, — laßt mich nicht ſagen, wo? — hab' ich einſtens eine Conditorei aufgeſucht, um einen Becher Eis zu genießen. Ich fand in dem recht eleganten Laden nur einen Gaſt vor, der an einem Pfeilertiſchchen ſaß und ſeine Cigarre rauchte. Wir blieben aber nicht lange allein. Die Thür klinkte auf einmal ſehr raſch und ſehr weit auf, es trat ein ältlich ausſehender Mann herein, der mit einem Sprunge neben der Ladenmamſell war, ſie in die Backe knipp und eine Taſſe Chocolade verlangte. Der Mann hatte einen kaffeebraunen Ueberrock an und eine ſauber-weiſe Halsbinde ſaß ſorgfältig um den Hals, welchen er nach Art der Rothkehlchen nickend und

unbegreiflich gelenk hin und her zu winden verstand. Er trug weiße Glacéhandschuhe und in der Linken einen Bambusstock, auf dem sich oben statt des Knopfes ein elfenbeinernes Pfeifchen befand. Als er unserer ansichtig wurde (denn eine geraume Weile hatt' er nur Augen für die Mamsell und conversirte in angelegentlichem Flüstern mit ihr, die beständig lachte, während er in Gedanken ein Bonbon nach dem andern aus der grün-blechernen Bonboniere naschte), schoß er auf den Gast zu, schüttelte ihm beide Hände und rief aus: „Ach, sieh da! Mein Süßer, mein Bester! Wie steht's, wie geht's? Mon Dieu, welche Hitze!? Und kein Mensch hier — Alles wüst' und öde, wie am ersten Schöpfungstage? Ha!" Der Angeredete hatte mit einem „Guten Abend, Herr Hofrath!" gedankt und blies ihm seinen Cigarrendampf ruhig unter die Nase.

Der corpulente Hofrath warf sich pustend in einen kleinen Divan und dachte erst jetzt daran, den Hut abzusetzen. Er zeigte eine schöne, hellbraune Perrücke und eine hohe, leicht gefurchte Stirn, an der hier und da einzelne, indiskrete Haarwürzelchen graue Schatten in die blonde Tour warfen. Der Lockenkopf zog ein kleines Taschen-

kämmchen hervor, ſtellte ſich zu einem Spiegel und rangirte kunſtfertig ſein Haar. Ja er trieb die Illuſion ſo weit, am Ende das Kämmchen ſorgfältig auszuſtreichen, als ob einzelne Halme dieſer Nachärndte könnten ſitzen geblieben ſein.

Mittlerweile war ſeine Chocolade gekommen. Er trank ſchmunzelnd und mit feiner, ſchmeckender Kennermiene. „Elischen!“ rief er dem Mädchen nach, das ihm kleine Biscuits gebracht hatte, „noch nicht fein, noch nicht ſchäumig genug. — Mehr ätheriſch, göttliche Eliſe, wie Sie, dann iſt's recht!“ Hierauf fiel er über der daliegenden Komödienzettel her. „Wieder ein Gaſt!“ ſagt' er zu dem Manne mit der Cigarre. „Sollen ſehen, Aſſeſſorchen! es iſt wieder nichts dran. Die Kunſt geht verloren. Kein Geiſt mehr, kein Genie mehr. Ach, Sie hätten bei uns ſein ſollen, wie Devrient noch lebte und ich noch in Berlin wirkte. — Wiſſen Sie, Devrient, Hoffmann, Hitzig, ich, alle Abend bei Fuchs. — Ich ſag' Ihnen, attiſche Nächte!“ Er küßte gewandt ſeine Fingerſpitzen und verſuchte eine ſehnſüchtige Handbewegung. „Aber, Herr Hofrath!“ ſagte der Aſſeſſor, „Sie ſind in Ihren Kritiken auch gar zu ſtreng. Wie haben Sie neulich unſern armen Tenor wieder mitgenommen! Be-

denken Sie doch, daß Ihr Blatt das geleſenſte in unſerer Reſidenz iſt, daß Sie mit einem Federzuge, durch einen Stoß oder Pfiff mit jenem Stocke über das Loos eines Menſchen entſcheiden!"

Der Hofrath ward ſehr ernſt. „Freund!" entgegnete er, „Sie wiſſen, wie der Lateiner ſagt: fiat iustitia, et perüt mundus!" Der Aſſeſſor lächelte. „Mir blutet das Herz zuweilen, allein glauben Sie mir, im Intereſſe der Kunſt hör' ich auf, ein Menſch zu ſein. Gehen Sie mir doch im Allgemeinen mit allen Theater-Recenſionen. Der Beſſere zerſplittert ſeine Kraft daran, und an ordentliche Reſultate iſt nie zu denken." Bei dieſen Worten zog er eine goldene Doſe heraus und ſchnupfte; ich ſah zufällig hin und gewahrte auf dem Deckel das Wort: „Souvenir", und darunter einen bekannten Bühnen-Namen.

„Ich begreife überhaupt nicht," fing der Aſſeſſor wieder an, nachdem der Hofrath einen langen Zug gethan, „woher Sie Ihre Zeit nehmen? Sie redigiren ein Blatt, zu dem Sie ſelbſt die beſten und nebenbei die meiſten Beiträge liefern." — (Der Geſchmeichelte drückte ſtumm die wohlthätige Hand, die ihm Weihrauch ſtreute). „Sie dichten für fremde Almanachs alljährlich Ihre Paar Novellen, Sie

übersetzen und bearbeiten französische Lustspiele, Sie liefern zu jeder Gelegenheit die charmantesten Gedichte, Sie sind außerdem (nun, ich will nicht schmeicheln) die Seele unserer Salons, welche Sie durch Ihr geselliges Talent erheitern — sagen Sie nur, wie fangen Sie das an?" Der Hofrath war aufgestanden und schien bei jedem Satze dieses Panegyrikus um einen Zoll zu wachsen. „Wie wohl ein solches Wort aus solchem Munde thut," sprach er und faltete gerührt die Hände über dem Bauche, „namentlich zu einer Zeit, wo die junge Generation so frech auf unsre Schultern tritt. Was wäre sie denn ohne uns? Was ist es denn, dieses zerrissene, ungemüthliche, prätentiöse Treiben, gegen unsere harmlose, gediegene Literatur? Sehen Sie, lieber Assessor! Da erleb' ich heute wieder ein Exempel von ruchloser Undankbarkeit. Sie kennen den Doctor ***, dem ich früher mein Blatt als Feld für sein bischen Talent wahrhaft väterlich öffnete, den ich geleitet und gestützt habe, der selbst (nun man soll davon eigentlich nicht reden) noch in gewissen Abrechnungen gegen mich steht — dieser Mensch fällt von mir ab, schlägt sich, seit er flügge geworden, und das in meinem Neste, zu der Jungen-Deutschlands-Brut, und schreibt einen abscheu-

lichen Artikel, ein Gotteslästerliches Genrebild über mich. Aber ich habe ihn gefegt!" Er faßte in die Tasche, zog ein gedrucktes Blatt hervor, setzte seine Brille behutsam auf und wollte anfangen zu lesen. „Das ist" — sagt' er — „die Correctur der neuesten Nummer meines Blattes, worin dieser junge Deutschländer seine Abfertigung findet. Lesen Sie doch, und à propos mit dieser Nummer geht auch ein neues Abonnement an, drittes Quartal. Wollen Sie nicht eintreten, Verehrtester?"

Der Assessor schien keine Lust zu haben. Dagegen trat wer anders ein, nämlich in die Thür, bei dessen Anblick der Hofrath sein Blatt hastig in den Busen steckte und mit einem letzten Zug Chocolade seinen Ingrimm hinunterschwemmte. Der Ankömmling grüßte uns stumm, mit einer ziemlich steifen Verbeugung, wobei er die Augen blinzelnd nach Art der Kurzsichtigen auf den Hofrath heftete. „Wenn man den Fuchs nennt, so kommt er gerennt," sprach der Letztere halblaut zum Assessor, empfahl sich diesem und mir mit einem sehr freundlichen „Ihr Diener, meine Herren!" und ging ohne Gruß an dem dritten Gast vorüber, der Thür zu. „Ach so!" sagt' er dann, als ob er sich auf etwas besänne. „Nun, ich komme morgen wieder vor,

Elischen!" Er knipp die Mamsell noch einmal in die Backen und hüpfte fort.

„Wer war das?" fragte ich den Assessor. „Ein deutscher Dichter," entgegnete dieser und zündete lächelnd eine neue Cigarre an. Ich bemerkte, wie der „Doctor," welcher zuletzt eingetreten, bei diesem Worte höhnisch mit den Nasen- und Mundwinkeln zuckte.

Der Doctor war ein kleiner, hagerer Mann, aber noch ziemlich jung, obwohl einzelne Stellen in seinem Haare sich bereits bedenklich lichteten. Er trug einen schwarzen Frack und sehr feine, weiße Wäsche; den Hemdskragen hatte er nachlässig übergelegt und seine Hand spielte mit einer Lorgnette, die über die seidene Weste lang herabhing. Er ging dreimal mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, besah flüchtig den Komödienzettel, welcher noch neben der Tasse des Hofraths lag, und schleuderte ihn mit einem halblauten „Pfui!" wieder von sich. Von uns nahm er nicht die mindeste Notiz. Er befahl sehr kurz ein Glas Burgunder und „Galignanis Messenger." Beides genoß er zugleich. Die Zeitung hielt er dicht an die Augen, und nur zu Zeiten glaubt' ich zu bemerken, wie sein Blick über dem gigantischen Blatte weg nach uns herüberflog. Halblaute Exklamationen in fran-

zösischer Sprache und einige rasche Züge aus dem Kelchglas begleiteten seine Lectüre. In vier Minuten war er fertig. „Keine neuen Journale da?“ fragte er die Ladenmamsell. „Nein, Herr Doctor!“ „Im Grunde gut,“ fuhr er halb zu uns gewendet fort. „Man verdirbt sich mit dieser Misère nur die Zeit. Die Literatur muß sich heut' zu Tage mit der Politik, mit dem Materiellen vermitteln. Frankreich gibt uns das Vorbild. Aber wir —“ Er seufzte und strich sich mit der feinen Hand über das blasse, früh alternde Gesicht. Darauf erhob er sich, machte uns wieder ein stummes, steinernes Compliment und ging hinaus. Eine Minute darauf war er wieder da. „Ich hatte vergessen, zu bezahlen,“ sagte er und suchte in einem ziemlich schmalen, aber eleganten Geldbeutel seine Zeche zusammen. Hierauf verschwand er wirklich. Er ging sehr rasch und abgebrochen, gerade wie er sprach, und schien keine Zeit zu haben zum Leben.

„Wer war das?“ fragte ich den Assessor. „Ein deutscher Dichter,“ sagte er, und warf seine Cigarre lächelnd weg. Ich stand auf. „Aller guten Dinge sind drei,“ sprach ich, und überreichte ihm mit einem Abschiedsgruße meine Visitenkarte. Aber bezahlt hatte ich, als Fremder, gleich anfangs.

# V.

## Ein Epilog.

Zwei Gegenden ſind mir vor vielen anderen, als vorzugsweiſe und in jedem Zuge rein-deutſch, theuer geweſen, — Marburg und Eiſenach. Es giebt, wißt Ihr, ſolche Geſichter, über deren Reiz man ſich keine Rechenſchaft zu geben weiß; man kann's nicht beſtimmen, wo ihnen, wie man zu ſagen pflegt, das Schöne ſitzt, man ſieht ſie eben an und ſieht ſie wieder an und liebt ſie, immer noch ohne zu wiſſen warum. Solchen Geſichtern begegnet man wohl hie und da auf altdeutſchen Gemälden: — einfache, reine, harmloſe Züge, klare Augen, milde Linien, frommer Ausdruck, ſchlichtes Haar, ſie beſitzen nicht den Zauber italiäniſcher Madonnen, nicht das ſüße, wollüſtige Fleiſch vene-

die Schauspieler hatten zu hoch eingesetzt, und der Sopran schnappte richtig über.

Endlich! Klingel. Der Vorhang geht langsam auf. Eine wahre Wüste. Gefallene Balken, Lappen, Fetzen, Sparren; nur das Gerippe der Bühne steht noch. Aus dem Hintergrunde kommt eine schwarze Gestalt, der Meister, Flor um den Hut, ganz langsam. Nur ein Licht auf der Bühne.

Darin hatte ich mich nicht verrechnet. Es machte Eindruck, eine Todtenstille lagerte über dem Sale, nur der Herr neben mir sagte, leise, aber sehr enthusiastisch: „Süperbe Idee." Dabei sah er mich an, ich hatte aber keine Zeit, ihn wieder anzusehen.

Und nun begann der Epilog, und bei jeder Strophe ward mir das Herz leichter und doch stolzer, und ein unnennbar-süßes Gefühl [redacted] Menge unter mir in diesem Augenblicke vor [redacted] beherrscht zu sehen, erfüllte mich ganz. Der [redacted]ter machte seine Sache recht gut, das sah ich und hörte ich an dem Schweigen, dem Horchen der Eisenacher, die nur an einzelnen Stellen einmal mit einem Applaus losbrachen. Der Mann neben mir applaudirte nicht, was mir nicht gefiel, aber mit jeder Zeile wurde er unruhiger auf seinem Sitze, sprang auf, setzte sich wieder hin, lehnte sich weit

oft. Nicht wegen der Wartburg allein, wo ich kaum dann und wann einmal hinaufſteige an dem großen Tage, da die Eiſenacher Schönheiten ſich einräuchern laſſen von den Forſtpraktikanten. Die Luthersſtube und den diaboliſchen Dintenkler und die unverwüſtliche Eichentafel, welche nachwächſt wie ein Pilz, und die Rüſtkammer und die Säle, die Gänge, wo Kaiſer Alexander's Name unter Glas gefaßt iſt und wo das Burſchenfeſt gefeiert wurde: — alle dieſe Löwen der Wartburg habe ich noch als Student geſehen und mag ſie jetzo nicht mehr beunruhigen. Nein, was mir gefällt, ſind die ſchönen Hänge und Haine um Eiſenach mit ihren Felſen, Waldwegen, Bergfällen, Moosteppichen, Durchblicken, ſind die wöhnlichen Straßen und Häuſer der Stadt, daraus überall Blumen- und Mädchen-Augen lugen, iſt die lärmende Gaſtſtube im „Rautenkranz" mit ſtündlichen Poſtwagen und Poſthörnern, die Thüre ſtets offen, die Tafel ſtets gedeckt, die Wände voll Reiſemäntel und Quodlibets.

Dort bin ich gern.

Laßt Euch erzählen, daß ich eines Tages — es war pünktlichſt Sonnabend den 23. März im Jahre 1839. — abermals mit dem Poſtwagen in

Eisenach einfuhr. Ich grüßte und nickte wiederum nach beiden Seiten zu den hübschen, fremden Mädchenfiguren hinüber, die mir nicht dankten, außer auslachend, und die Wartburg ihrer Seits grüßte wiederum und nickte zu mir herunter, als ich am „Rautenkranz" abgestiegen war. Es mochte drei oder vier Uhr Nachmittags sein. Ich schlenderte, nachdem ich Kaffee getrunken, müßig, einsam, glücklich in der Stadt herum, als an einer Straßen-Ecke mir ein Theater-Zettel in die Augen fällt. Darauf — mein Erstaunen begreift Jeder, nur ich nicht! — mein Name, an der Spitze eines Epilogs, welcher heute Abend, ja heute Sonnabend den 23. März, gesprochen werden sollte.

Richtig war es. Geschrieben hatte ich den Epilog, vor ziemlich langer Zeit, weil der Theater-Unternehmer mein Freund war und ich — damals noch! — gern Epiloge dichtete. Oder Prologe, wie es just fiel. Natürlich aber hatte ich das Ding längst vergessen, und am allerwenigsten durfte ich vermuthen, heute an den Straßenecken meines lieben, alten Eisenachs meinen Namen wiederzufinden. Ich läugne nicht, mir machte das Vergnügen, und mit dem Glockenschlag sieben, als wo das Theater angehen sollte, stand ich auch drin, mitten unter

den Eisenacher Honoratioren, dicht am Vorhang, dahinter gehämmert wurde und gehustelt und getrappelt und kleine Komödie gespielt.

Das Haus war passabel voll, trotz des Regens und trotz seiner erklecklichen Entfernung von der Stadt. Es hieß, däucht mich, der „goldene Löwe." Im Saal roch es nach frischem Tannenholz, woraus die Bänke aufgeschlagen, nach Lichtern und nassen, etwan baumwollenen Regenschirmen. Im Publikum aß man Aepfel, plauderte, lachte über die abscheuliche Musik, deutete mit Fingern auf eine alte, ehrwürdige Dame, welche gleich in der ersten Reihe saß und zwar auf einem aparten Lehnstuhle. Ihre Bedienten nannten sie „Exzellenz." Wie sie heißt, weiß ich nicht.

Auf meine Bank gekauert, mit dem einen Ohr hinter die Ritzen des Vorhanges und des Bretterverschlages der Coulissen lauschend, auf dem anderen halb betäubt von der herzzerreißenden Geige dicht vor mir, hörte ich doch im Publikum noch allerlei Redensarten, die vielleicht nicht für mich bestimmt waren. Ein Herr und eine Dame unterhielten sich über Goethe's „Herrmann und Dorothea," von welchem diese schlechterdings behauptete, es sei ein Roman; der Herr wußte es aber

beſſer und erklärte es für ein Schauſpiel, das er ſelber habe aufführen ſehen. „Der Herrmann ging noch in Hemdsärmeln," ſagte er und ſtieß rechthaberiſch mit ſeinem Stock auf die Erde. Weiter hin ſprachen Mehrere von einem noch viel intereſſanteren Gegenſtande, nämlich von mir. „Epilog von Franz Dingelſtedt." — „Wer iſt das?" — „Kennen Sie den?" — „Nein, ich habe den Namen mein Leben noch nicht gehört." — „Ich glaube, er macht Gedichte in die Europa, oder, mein' ich, Bilder aus Heſſen-Kaſſel." — „So?" — „Ich kenne ihn aber auch nicht." — „So?" — „Ich kenne doch ſonſt ziemlich alle neueren Schriftſteller, aber den nicht. — „So?" —

Andere Autoren, z. B. mein Freund Kühne in Leipzig, würden im gleichen Falle den Schluß gezogen haben, als ſeien die Eiſenacher weit in der Kultur zurück, nicht etwan, weil ſie ſeine Werke nicht geleſen und ſeinen Namen nicht gehört hätten — Gott bewahre! — ſondern nur weil ſie über „Herrmann und Dorothea" uneins ſchienen. Ich war darin milder, und trat nicht aus dem Nebel heraus, obwohl die Dame, welche Gedichte in der Europa von mir gefunden haben wollte, eine liebliche Blondine war und der Herr, der ſo ziemlich

alle neueren Schriftſteller kannte, nur mich nicht, ein langer Menſch mit einer langen Naſe und einer langen Brille drauf, welcher der Blondine ſoviel in die Ohren ziſchelte, daß er mit ſeiner langen Naſe in ihren leichten, duftenden Locken umherruderte und mit ſeiner langen Brille ihr blaue Flecken auf die rothen Wangen ſtieß. Ich hielt an mich.

Nun wurde Komödie geſpielt; ich glaube es war Töpfer-Waare, — Dame und Bube, — die man zu Markte brachte. Natürlich hörte ich nicht gar viel davon; meine Aufregung war zu groß, und ich hätte gewünſcht, man möchte mit dem Epilog anfangen. Lieber Gott! Lächelt nur darüber nicht; ich hatte ihn noch nie aufführen hören, war überhaupt noch nicht „über die Bretter, welche die Welt bedeuten," geſchritten, und erſchrack ja faſt, als ich am Nachmittag meinen Namen an der Straßenecke kleben ſah. In meinem Vaterlande würde man mir das für einen Frevel, eine unziemende Pöbelhaftigkeit, eine dreiſte, mit meiner Würde unvereinbare Gemein-machung ausgelegt haben. Im Auslande paſſirt aber ſo 'was „ungerochen." — ! —

Nachdem der Vorhang gefallen war, ging ich doch vorne von meinem Bänklein am Orcheſter

fort. Ich fürchtete —, Thor, der ich war! — erkannt zu werden, obwohl ich unbekannt war, gn meiner eigenen Aufregung, wenn der Direktor meinen Epilog nun vortrüge. Ganz hinten hatte ich eine Loge bemerkt, etwas erhöht, leer, soviel es schien; dahin zog ich mich zurück.

Ich muß bemerken, daß zur Darstellung meines „Epilogs" eine ziemliche Frist erforderlich war. Das Theater mußte möglichst abgetakelt werden, der Direktor als „Meister" costümirt, in Schwarz, auf der wüsten Baustätte auftreten und meine Verse sprechen. Es ging also eine ziemliche Zeit zwischen dem Ende des letzten Aktes von Töpfer und dem Anfange meines Epilogs hin. In der Zeit wurde auf den Brettern, hinter der Gardina, ein Höllenlärm vollführt. Die Soffiten stürzten, man riß die Coulissen nieder, ein Krach nach dem andern, Lichter, die über die Bühne irrten, halbe Ausrufe — und bei jedem neuen Sturz, jedem neuen Krach ein desperates Gelächter im Eisenacher Publikum, das nicht wußte und nicht wissen konnte, wie rührend mein Epilog war, und einstweilen an dem Skandal seine Herzenslust hatte. Ich saß, wie auf Kohlen, kaute an meinen Nägeln, — eine Angewohnheit, die ich, leider! noch immer nicht

abgelegt habe — und wünschte, der „Meister" möchte endlich erscheinen.

Zuvor aber erschien oben in meiner dunklen, lauschigen Loge noch wer, ein Mann im blauen Paletot, mit einem markirten, blassen Gesichte, welches nicht nach Eisenach paßte, grüßte mich und ließ sich neben mir nieder. Sowie eine neue Coulisse stürzte, drehte er sich zu mir und sagte: „Neugierig, was das werden soll?" — Ein Epilog, vermuthlich. — „Auf Theater-Effekt scheint er nicht zu rechnen, da die Bühne erst demolirt wird. Kennen Sie den Dichter?" — Nein, mein Herr! Ich bin völlig fremd hier. — „Ein Hiesiger kann's nicht sein; der Epilog ist, sagt der Direktor, sehr hüb[illegible]" — So? —

M[illegible]erweile ging hinter den Coulissen ein Gesang l[illegible] leb' denn wohl, du stilles Haus," aus Rai[illegible] Ich spitzte die Ohren, mir klopfte das Herz. Denn nun mußte der Vorhang aufrollen. Meine Vorschrift war, es solle hinter der Szene von der gesammten Gesellschaft, gleichsam vor der Abfahrt, dieß Lied gesungen werden. Ich merkte, daß ich mich hinsichtlich des Effektes verrechnet hatte; denn die Eisenacher lachten wiederum, und der Hund hinter der Szene bellte falsch, und

Stanford University Libraries

3 6105 015 283 117

| DATE DUE | | | |
|---|---|---|---|
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004